



Der Unterrock

in der

Weltgeschichte.

Von

Feodor Wehl.

Dritter Band.

Hamburg.
B. S. Berendsohn.
1851.



Feodor Wehl's

L'HISTOIRE EN JUPON.

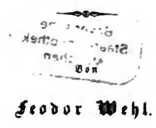


Die

Galanten Damen

der

Weltgeschichte.

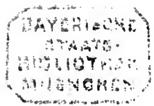


Von

Feodor Wehl.

Dritter Band.

Hamburg,
B. S. Berendsohn.
1851.



Vorwort.

Mit diesem dritten Bande schließen wir das Jahrhundert Ludwig XIV. und Ludwig XV. ab; dieses Jahrhundert, das närrisch an Liebe und Enthusiasmus war und wie das Bacchanal erscheint, mit welchem das Mittelalter sich endigte. Die Kerzen flammten, die Becher schäumten; es lärmte die Musik. Ueberall gab es Glanz, überall Pracht, überall Schönheit und Ruhm, und das Alles, um den Absolutismus zu feiern und zu verherrlichen. Denn der Absolutismus war damals der Herr der Welt. Aber während er noch im Uebermaß praßte, trank und in Arme schöner Maitressen schwelgte, fing draußen bereits an der Tag einer neuen Zeit zu dämmern. Diese neue Zeit überraschte die Schwärmer, welche die Nacht in wildem Taumel durchras'ten und nie daran dachten, daß es Morgen werden würde. Nach uns die Sündfluth! riefen sie, indem sie die Lippen schöner Frauen küßten. Aber während dieser Küsse kam schon die Fluth heran. Die Schwelger wurden vom neunzehnten Jahrhundert überrascht; von dem Jahrhundert Friedrichs des Großen.

Friedrich der Große und Ludwig XIV., das sind zwei Grenzsteine der Geschichte. Sie stehen an den beiden entgegengesetzten Ufern der Revolution. Der Eine taumelt trunken in sie hinein, der Andere richtet sich ernüchtert und erstärkt in ihr auf. Der Letztere ist der erste Monarch der Neuzeit, der Erstere der letzte König des Mittelalters.

Darum haben wir Beide auch gleichsam zum Rahmen unseres Zeitgemäldes gebraucht. Wir gehen von dem Einen aus und endigen bei dem Andern. Sie sind die beiden Pole unserer Darstellung, der Westen und Osten der von uns skizzirten Geschichtsepoche.

Da es eigentlich unsere Absicht war, das Maitressenthum von seinem Ursprung bis auf die neueste Zeit, d. h. von der Lais bis zur Lola Montez herab darzustellen, so ist freilich in dem von uns geschilderten Jahrhundert erst ein Theil unseres Planes verwirklicht worden. Doch hoffen wir das noch Fehlende in einem oder höchstens zwei Bänden in einem abgesonderten und für sich bestehenden Werke nachtragen zu können.

Hamburg, im Februar 1851.

Feodor Wehl.

Inhalt.

Christine Wilhelmine von Grävenitz, spätere Gräfin von Urach und Würben.

Die Vollständigkeit, die wir unserem Werke zu geben wünschen, erheischt, daß wir unsere Blicke nun auch nach dem südlichen Deutschland und zwar nach dem schönen Würtemberg richten, wo wir Stuttgart gleichfalls zu dem Schauplatze werden sehen, auf dem das Jahrhundert Ludwigs des Vierzehnten und Fünfzehnten seine Bacchanalien und Orgien feiert. Als der eigentliche Held derselben erscheint zuerst Herzog Eberhard Ludwig, welcher bei dem Tode seines Vaters, Wilhelm Ludwigs 1674 erst dreiviertel Jahre zählte und die Regierung daher während der Minderjährigkeit seinem Oheim Friedrich Karl übergeben sehen mußte.

Obgleich dieser Vormund nun selbst kaum mündig geworden und das Land durch den dreißigjährigen Krieg und die Einfälle der Franzosen sehr in Zerrüttung gebracht worden war, so gelang es ihm doch seine Regierung in mehr als einer Beziehung von wohlthätigem Einflusse auf das Herzogthum werden zu lassen. Trotz aller Kriegsrüstungen, zu denen er sich genöthigt sah und

trotz aller Invasionen, die von jenseit des Rheines auch unter ihm ihre Fortdauer hatten, stiftete er zu Stuttgart das sogenannte Gymnasium illustre, welches aus einem Pädagogium hervorging und ein eigenes Gebäude erhielt, das 1685 beendet wurde. Neben den Predigten über den lutherischen Katechismus ließ er die zweckmäßigen und noch jetzt bestehenden Kinderlehren einführen. Mit Baden schloß er gute Handelsverträge und gab außerdem viele praktische Verordnungen über Polizei, Gewerbe und Industrie. Auch vermehrte er das Land durch Kauf und Eintausch mancher ansehnlichen Orte, unbebaute und öde Strecken bevölkerte er mit den vertriebenen Salzburger Protestanten und den Waldensern, denen er freie Glaubens-Uebung und große Vergünstigungen ertheilte. Wenn er auch nicht geradezu ein großer Feldherr gewesen sein mag, so sind doch Proben von Tapferkeit und kriegerischer Energie vorhanden, die ihm zur Ehre gereichen und den deutschen Kaiser bewogen, ihn zum General der Reiterei zu ernennen. In der Vertheidigung gegen die Räuber- und Mordbrenner-Schaaren, die Ludwig XIV. in die deutschen Grenzen brechen ließ, wurde er 1692 gefangen, nachdem er sich noch kurz vorher zum Besten der Landes-Verwaltung überaus thätig bewiesen. 1691 war er selbst nach dem Haag gereist, um sich in den Bund, den England, Holland, der Kaiser und mehrere Reichsstände zu Trutz und Schutz gegen Frankreich schlossen, aufnehmen zu lassen. Gleichzeitig arbeitete er auch an einer Verbindung zwischen Schwaben, Baiern und Franken, wobei sogar eine hitzige

Krankheit, die ihn befiel, seine angestrengte Thätigkeit zu lähmen nicht im Stande war.

„Die Ausdauer ersetzt die Kraft" war sein Wahlspruch, von dem Christian Friedrich Sattler in seiner Geschichte Würtembergs sagt: „daß er die hohen Eigenschaften dieses Herrn und die Schicksale seiner Administration von dem Antritt derselben bis an das Ende ausdrückt." Das Portrait Friedrich Karls, welches das Titelkupfer zum zwölften Bande der eben angeführten Geschichte bildet, zeigt uns die Züge eines Gesichts, wie man sie an großen Männern lieben kann. Der Ausdruck ist edel und zeigt von geistiger Hoheit. Auch liegt etwas wie ein Stempel des Genie's auf seiner Stirne. Sie ist hoch und frei; die Nase schön, die Augen groß und scharf, der Mund wohlgeformt und fein. Was aber den eigentlichen Reiz seiner Mienen bildet, das ist ein leiser Zug von Schmerz, der Schatten einer tristen Schwermuth, in deren Räthseln das Pathos irgend einer großen Idee verschleiert zu liegen scheint. Ganz anders dagegen nimmt sich das demselben Bande der Sattler'schen Geschichte beigegebene Conterfei seines Mündels, Eberhard Ludwigs aus. Darin finden wir die weichen, aufgeschwemmten Formen, die zwar auf Gutmüthigkeit, aber zugleich auf Schwäche deuten lassen. Da ist keine Kraft, keine Hoheit, kein Herrscherwille ausgeprägt. Nichts documentirt sich darin als der Geist der Gewöhnlichkeit. Die Schläfen sind rund, die Lippen schwammig, die Augen zusammengedrückt und blinzelnd, alles Kennzeichen

der Sinnlichkeit, der er denn auch im höchsten Grade und zum großen Nachtheil des Landes ergeben war.

Nichtsdestoweniger konnte das Herzogthum die Zeit nicht erwarten, ihm die Regierung in die Hände gebracht zu sehen. Kaum hatte sich der Regent Friedrich Karl, den seine Truppen beim bloßem Anblick des französischen Heeres in ordnungsloser Flucht verließen, nach tapferer Gegenwehr seinen Feinden ergeben, so beeilte sich Würtemberg, bei dem deutschen Kaiser um die Volljährigkeitserklärung des sechszehnjährigen Herzogs nachzusuchen.

Wie die ganze damalige Zeit, so war auch das gute Schwaben in den Vergötterungstaumel der Fürsten, der in jedem Thronfolger das wahre Sonntagskind der Geschichte zu erblicken wähnte, hineingerathen. Es wollte so gut und mit eben so vielem Rechte wie Frankreich und das übrige Deutschland den Phönix der Herrscher, der zum Aberglauben der Welt geworden war, wie der Stein der Weisen, wie die Kunst Gold zu bereiten, entdeckt und gefunden haben. Ein Vielgeliebter, ein Vergötterter, ein anderer Augustus sollte auch bei ihm auf dem Throne sitzen. Bei der Besteigung desselben wurde darum auch eine Münze geprägt, die auf der einen Seite das jugendliche Bild Eberhard Ludwigs und auf der andern Seite ein Kriegsschiff mit vollen Segeln und der Umschrift hatte: die Hoffnung der Unterthanen.

Wie in Paris, wie in Dresden und später in Berlin, so erlebte man nun auch zu Stuttgartt den in gewisser Beziehung allerdings rührenden, aber im Ganzen doch

sehr lächerlichen Aufzug eines allgemeinen Hoffnungsrausches, in dem eine ganze Nation von den großen Eigenschaften und den glänzenden Fähigkeiten eines jungen Regenten träumte, der ganz und gar nichts davon besaß. Dieser Held der Zeit, dieser Genius des gesammten Vaterlandes, dieser Ruhm Europa's, was Eberhard Ludwig, den Wünschen und Voraussetzungen seines Volkes nach, sein sollte, wie schlecht und kläglich hat er sich bewährt! Wie sehr haben seine Thaten den Nimbus gelichtet! Wie wenig Glück wurde unter seiner Regierung dem Lande zu Theil, wie wenig Ruhm, wie wenig Segen!

Doctor Friedrich Zimmermann*) spricht zwar bei ihm von Heldenmuth, von militairischem Geiste und von einer ursprünglich schönen Kraft, die in den Armen der Wollust entnervte. Aber wie in dieser Hinsicht den deutschen Geschichtsschreibern zu trauen ist, haben wir schon angeführt. Sie wissen überall ein Lob, und wenn sie von Lastern zu erzählen haben, so verstehen sie wenigstens immer unter der trüben Oberfläche derselben ein versunkenes Veneta der Tugend zu zeigen, das die guten Deutschen stets mit einer Art von Wehmuth erfüllt, welche sie zum Bedauern, aber nicht zu der Entrüstung kommen läßt, die ihnen oft so nöthig gewesen. Auch bei Eberhard Ludwig scheint uns dies der Fall zu sein. Die Tapferkeit, der martialische Character und der gute Kern,

*) Die Geschichte Würtembergs nach seinen Sagen und Thaten. Stuttgart. 1836.

den man ihm zugestehen will, lassen sich, wenigstens in glänzendem Lichte, eigentlich nirgends gewahren. Unserer Meinung nach, besaß er nichts mehr und nichts weniger, als das Talent eines Reiter-Obersten, der sein Regiment nach dem Kommando des Feldherrn mit gutem Geschick in die Schlachtlinie hineinzuführen versteht. Im spanischen Erbfolgekriege, in dessen Verlauf Oesterreich und Frankreich um die Besetzung des Thrones auf der iberischen Halbinsel kämpften, verliert sich sein Name neben denen der Helden Prinz Eugen von Savoyen und Marlborough. Bei den großen Siegen dieser Generale gegen die Franzosen hat er doch immer nur als der gehorchende Arm den Befehlen ihres Genie's gedient. Sie entwarfen die Pläne, er war bei der Ausführung behülflich. Steht er dabei manch anderem tapferen Manne voran, so geschieht dies nur, weil sein Rang und seine Stellung bevorrechtete waren. Ohne Land, ohne Ansehn und Macht, wüßte man vielleicht jetzt so wenig von ihm, wie von Vielen, die damals das Schwert oder die Standarte gegen die Räuber- und Mordbrenner-Schaaren Ludwig XIV. schwangen. Prinz Eugen, der edle Ritter, hätte ihm vielleicht im günstigsten Falle eines schönen Tages auf die Schulter geklopft und gesagt: Du hast Deine Schuldigkeit gethan, Kamerad! aber damit wäre es denn auch ohne Zweifel genug gewesen. Ihn gerühmt, besungen, Münzen auf ihn geschlagen, hätte Niemand. Dazu war er zu untergeordnet, zu unselbstständig, zu wenig Genie. Fast nur ein einziges Mal kommandirte und leitete er ein

Treffen nach eigenem Plane. Es war das bei Hornberg, wo er eine Bande von 6000 Mann, meistentheils Diebsgesindel unter der Anführung eines Grafen von Vivant, schlug und aus dem Lande trieb. Sonst aber stand sein Thun und Lassen, auch im Kriege, nur im zweiten oder dritten Grade.

Wie wenig man sich gedrungen fühlte, es besonders anzuerkennen, beweist der Abschluß des Utrechter Friedens, bei dessen Verhandlungen sein Gesandter nicht einmal zugelassen wurde. Bei dem Vergleich zu Rastatt erging es ihm nicht besser. Die baierische Herrschaft Wiesensteig, die er zu seinen Landen als Schadloshaltung gezogen hatte, für seine Betheiligung an dem Kriege, in welchem Baiern, wie dies die Geschichte mehrfach zeigt, sich auf Seiten des deutschen Feindes hielt, mußte er wieder zurückerstatten. „Für alle die ungeheuren Opfer erhielt Würtemberg nichts", schreibt Zimmermann, „als ein Paar geschriebene Worte des Dankes vom kaiserlichen Hofe, aber diese Paar Worte waren für den Herzog gewiß zu theuer erkauft mit dem Verlust der Liebe seines Volkes."

Indeß diese Liebe verlor er nicht allein darum, weil er sein Land durch Kriegsrüstungen erschöpft hatte, die ihm keinen Vortheil brachten, sondern vielmehr, weil er den Erwartungen nicht entsprach, die man von ihm gehegt hatte. Zimmermann selbst sagt darüber: „Der junge Herzog hatte während des Krieges sich in den Zerstreuungen der Lager umgetrieben, ohne (zu Anfang)

an den Kämpfen Theil zu nehmen. Zu seiner Vermählung hatte er sich eine Leibgarde zu Pferde errichtet, prachtvoll wie keine in Europa. Am Hofe stieg der Glanz und der vornehme Ton, kostbare Feste zu Haus wechselten mit noch kostspieligeren Reisen nach England und Frankreich; vor seiner Junker und Hofdamen großer Zahl und der rauschenden Lust seines Hoflebens übersah und überhörte er den Jammer und die Klagen seines Volkes.“ Noch an einer anderen Stelle heißt es: „Mitten in den Kämpfen und Leiden des Krieges hatte der sehr junge Herzog einen sehr lustigen Hof geführt. Die Götter der Liebe, der Freude und des Scherzes herrschten daran, und der junge Adel erfüllte ihn mit Pracht und Aufwand. Des Herzogs Gemahlin, eine Prinzessin von Baden-Durlach, war jung und schön, und während über dem ganzen Lande eine Todesnacht lag, war der Himmel über dem Stuttgarter Hofe so heiter, daß ein Höfling aus der Umgebung des Herzogs gestand: „es habe Nichts zu ihrer Glückseligkeit gefehlt.“ Der Ton am Hofe war so französisch, daß der Hofprediger einst am Neujahr statt eines Glückwunsches dem Hofe den ewigen Fluch verkündete. Nur die Herzogin war so tugendhaft als schön, aber ihre Ehe dauerte weit länger, als die Liebe ihres Gemahls. Seine Umgebungen und die Zerstreuungen in den rohen Feldlagern lösten zum Unglück des Landes das Band, das ihn in den ersten Jahren an sie gefesselt und beglückt hatte. Da warf er seine Augen auf ein Fräulein von Grävenitz, die aus Mecklenburg, wie so viele andere

Adlige, sich an den Stuttgarter Hof übergesiedelt hatte." — Sie erschien an demselben eines schönen Tages, Niemand wußte eigentlich wie. Die Sage erzählt, daß das Prachtkleid, in dem sie zuerst auftrat, ein geliehenes gewesen. Sie war unbekannt, arm, ohne Anhang. Ein Bruder, der in den Herzoglichen Haustruppen diente, hatte sie aus seinem Vaterlande nach Stuttgart mitgebracht, wohin sie als die wahre Abenteurerin der Liebe mit nichts Anderem, als mit ihren Reizen und mit ihren Verführungskünsten ausgerüstet kam. Nur zu bald gelang es ihr, mit diesen, den jungen Herzog in Gluth und Flammen zu versetzen, denn, obschon sie, den Berichten jener Zeit zufolge, über die ersten Blüthenjahre ihres Lebens hinaus und überhaupt niemals von ausgezeichneter Schönheit gewesen sein soll, so wußte sie doch alle Mittel weiblicher Eroberungssucht aufzubieten, um sich geliebt und bewundert zu machen.

Eberhard Ludwig erklärte zwar **1708** öffentlich: „der Bruder der Gräfin habe diese als eine junge Person so zu sagen mit Gewalt und mit vielen Thränen angefüllten Augen zu dem Vergangenen gebracht," aber es scheint daß dies nur ein Mährchen war, das die Geliebte ihrem Anbeter aufband, um sich ihm als eine verführte Unschuld doppelt reizend erscheinen zu lassen. Im Ganzen zeigte sich das Maitressenthum damals gar zu sehr gäng und gäbe und viel zu sehr im Geiste der Zeit, als daß man solchen Angaben Glauben zu schenken vermöchte. Die Frauen, und besonders die adligen, betrachteten in

jener Periode das Favoritenwesen wie eine Sache, die zur Mode, zum guten Tone, gehörte. Sie suchten sich darin auszuzeichnen wie heut zu Tage im Romanschreiben. Ihr Talent hatte keine Bahnen als die schlüpfrigen der Frivolität. Dahinein drängte sich all ihr Geist, all ihr Ehrgeiz, all ihr Träumen von Glück, Glanz und Ruhm.

Bei Christine Wilhelmine von Grävenitz war dies vielleicht mehr als bei einer anderen der Fall. Man weiß nichts von ihren Eltern, von ihrer Erziehung, von ihrer ersten Jugend. Als sie bekannt wurde, galt sie für eine ausgemachte Kokette, von der Karl Pfaff in der Geschichte Würtembergs sagt: „unbekümmert um die Eigenschaften ihrer Liebhaber suchte sie bei ihnen nur die Befriedigung ihres Ehr- und Geld-Geizes," die sie denn in der That auch nirgends besser finden konnte, als in Stuttgart, wo Eberhard Ludwig große Verschwendung trieb. Er liebte es: seine Umgebung reichlich und mit Großmuth zu belohnen, so daß Pöllnitz in seinen Briefen schrieb: „An diesem Hofe geschieht das Gegentheil von dem, was fast an allen andern Höfen zu geschehen pflegt: man bereichert sich hier, statt daß man sich anderswo ruinirt.*)"

Es konnte in der ganzen Welt keinen Schauplatz geben, der dem oben geschilderten Charakter des Fräulein von Grävenitz nach ihren Wünschen ersehnter und gelegener sein konnte, als die Hauptstadt Würtembergs. Hier fand

*) Mémoires, Tome I. pag. 366.

sie Spielraum für all ihre Pläne, all ihre Intriguen und Leidenschaften. Zu verlieren hatte sie nichts: keine Unschuld, keinen guten Ruf, kein Vermögen. So dürftig und entblößt begann sie ihre Rolle, daß ihr späterer, vieljähriger geheimer Secretair durch sein Zeugniß bekräftigte, „der Herzog habe sie aus dem Bettel aufgenommen." Was war also zu wagen? Nichts. Die Sache mochte ausschlagen, wie sie wollte, sie konnte dabei nur gewinnen. Vor ihr lag die Aussicht auf Ehre, Glanz, und Glück.

Um sich das Alles zu sichern, fing sie zuerst damit an, sich einen Günstling des Herzogs geneigt zu machen. Es war dies ein Prinz, oder wie er von Andern auch genannt wird: ein Graf von Hohenzollern, welcher gleichsam als der böse Genius Eberhard Ludwigs erscheint, während ein anderer Mann, ein Ober-Hofmarschall von Forstner gewissermaßen nach dem Sinne jener Bürgerschen Ballade, die den Lesern vielleicht erinnerlich sein wird, und worin ein jagender Graf einen schwarzen und einen weißen Begleiter zur Seite hat, das gute Prinzip vertritt.

Geschichtlichen Nachrichten zufolge war der Letztere mit dem Herzog von Kindheit an auferzogen worden und dadurch mit diesem in ein sehr vertrauliches Verhältniß gekommen. Mit grader Offenheit pflegte er ihm seinen Rath und seine Meinung zu sagen, was auch bei dem beginnenden Verhältnisse mit dem Fräulein von Grävenitz geschah. Er erblickte die Absicht derselben genau und erkannte sehr wohl, daß es ihr darauf ankomme, sich

jenen Einfluß zu verschaffen, der ihr verstattete, nach ihrer Laune Regen und Sonnenschein über das Herzogthum kommen zu lassen. Mit Eifer und kluger Umsicht warnte er ihn vor den Netzen der modernen Circe, die wie jene des Alterthums, wenn auch nicht geradezu, doch allegorisch genug die Menschen in Thiere verwandelte.

Anfangs schien es, als wolle Eberhard Ludwig diesen Vorstellungen Gehör und Beachtung schenken, aber nur zu bald gewannen die Einflüsterungen jenes Prinzen von Hohenzollern, die durch eine Geheimeräthin von Stafforst und einen Kammerherrn von Reischach und seine Frau auf das Geflissentlichste unterstützt wurden, die Oberhand. Alle diese Personen, die durch die Favoritin, in der sie ihre Kreatur erkannten, eine Einwirkung auf die Handlungen des Herzogs gewinnen wollten, wetteiferten in dem Bestreben, das galante und reizende Fräulein von Grävenitz dem Auge und dem Gedächtniß des jungen Regenten immer gegenwärtig und von Reiz zu machen. Keine Mittel wurden gespart, keine Gelegenheiten versäumt, sie ihm vorzuführen oder in seine Nähe zu bringen. Man veranstaltete Bälle, spielte Theater, führte Ballette auf und verstand es dabei so einzurichten, daß sie immer die Krone und der Mittelpunkt derselben wurde. Man wußte, wie entzündbar sein Gemüth und wie geschickt sie in ihren Verlockungen war. Ein feuriger Blick, ein zärtliches Wort, ein leises Wallen der entblößten Brust reichte hin seine Sinne zu umstricken und seine Leidenschaft in helle Flammen zu versetzen.

Nur zu bald loderten sie auf. Schon im Jahre 1707 war das Verhältniß so weit gediehen, daß Eberhard Ludwig das Fräulein von Grävenitz sammt ihrem Bruder vom deutschen Kaiser in den Grafenstand erheben ließ, wofür er nach Moser's Angaben in dem patriotischen Archive eine Summe von 20,220 Fl. Rhein. zu verausgaben hatte. Kurz darauf vermählte er sich förmlich mit ihr, gab ihr den Titel einer Gräfin von Urach, verlieh ihr ein Jahrgehalt von zehntausend und einen Schenkungs-Brief von achtzigtausend Gulden, nebst Schmuck, Kleinodien und den ansehnlichen Gütern Höpfigheim und Gomaringen. In der Publikation, die er den Landes-Behörden über seine Verbindung zugehen ließ, that er kund, daß es ihm unmöglich sei, mit der Herzogin zu leben, daß er mehr als einen überzeugenden Beweggrund habe, sie zu verstoßen, daß er die Sache wohl erwogen und Alles zu seinem Vortheil ausschlagen werde, durch die Maaßregeln, die er genommen habe.

Zu dem Ober-Hofmarschall von Forstner, der ihm die lebhaftesten Gegenvorstellungen machte, äußerte er ungefähr dasselbe, mit dem Zusatze jedoch: daß er als lutherischer Fürst über Gewissenssachen Niemandem Rechenschaft zu geben habe, als Gott und daß als oberste kirchliche Behörde in seinem Lande nur er selbst für seine Handlungen verantwortlich sei. Ich will lieber den Besitz meines Reiches auf's Spiel setzen, als meinen Vorsatz ändern, so schloß er ein Gespräch mit seinem Jugendfreunde, das dieser zum Theil in seiner Apologie aufbe-

wahrt hat und welches, wenn es sich auf eine gute Sache bezöge, einigermaßen Bewunderung verdiente, wegen des Nachdrucks und der Entschlossenheit, die darin zu finden ist. Leider aber zeigte sich Eberhard Ludwig nur fest, wo es die Thorheit galt und größtentheils auch da doch gerade nur so lange, als er keinen Widerstand fand, der von mächtigeren Händen, als den seinigen ausging.

Es zeigte sich dies am deutlichsten bei dem Befehl, den der Kaiser auf Antrieb der verstoßenen Herzogin und ihrer Eltern an die Churhäuser von Braunschweig-Wolfenbüttel und Hessen-Kassel erließ, das Benehmen des Herzogs in dieser Angelegenheit zu prüfen. Kaum, daß er davon gehört, beeilte er sich auch schon mit seiner Gemahlin, ihrer Familie und den genannten Fürsten in Unterhandlungen zu treten. An die Letzteren schrieb er eine lange Entschuldigungsepistel, die er damit schloß, daß er sagte: „es sei dies eine Sache, die Zeit und Menagement erfordere, um zum Zweck, zu Ehre und Reputation zu kommen." An die Prinzessin Johanna Elisabeth von Baden-Durlach, die er 1697, mitten in den Wirren des Reichskrieges geheirathet hatte, so wie an deren Mutter aber schickte er den Prälaten Osiander, mit der Erklärung, daß er sich schriftlich mit seiner Gemahlin reconciliiren, „sie als einige Gattin mit allen Honneurs und Emolumentis anerkennen, auch alles Vergangene aufgehoben haben wolle, im Fall man ihn wegen völliger Abandonnirung der Gräfin nicht poussire, sondern Zeit dazu lasse." Als die Gegenpartei damit nicht zufriedengestellt wurde,

ging er einen Schritt weiter und erklärte: „obwohl man mit ihm so hart verfahren, als niemals bei einem Reichs-Fürsten erhört worden, und er deßwegen eine ganz andere Erklärung thun sollte, so habe er doch allein aus Liebe zu der Frau Gräfin auf ihr inständiges Bitten, sie, so schwer es ihm auch falle, zu entlassen, sich entschlossen, und hoffe, daß man ihm, als einen um Kaiser und Reich so hochverdienten Fürsten nicht weiter beunruhigen und zum Aeußersten bringen werde. Schon habe er die Aufhebung seines Eheverlöbnisses mit der Gräfin dem Prälaten Osiander eingehändigt, aber entlassen könne er sie nicht, als nach gänzlicher Erfüllung folgender Bedingungen: der Kaiser müsse sie in seinen Schutz nehmen, das Haus Baden-Durlach aber versprechen, sie nicht zu verfolgen; auch müßte ihr, als einer Person, die er mehr als sich selbst liebe, und deren Entfernung ihn nicht minder schmerze, als wenn man ihm die Seel' aus dem Leibe risse, für einen anständigen Gehalt gesorgt, und ihr deswegen eine baare Summe von hundert tausend Species-Thalern ausgezahlt werden."

Diese Erklärung, mit der sich die Familie seiner Gemahlin so ziemlich zufrieden gab, ist auf der einen Seite ein Akt, welcher die Verblendung Eberhard Ludwigs einigermaßen in einem rührenden Lichte erscheinen läßt, wie er auf der anderen dem Hause Baden-Durlach wenig zur Ehre gereicht und beweist, daß auch diese Dynastie verdorben war von der Frivolität ihrer Zeit. Nicht auf das Herz, auf die Liebe des Herzogs kam es ihr an, denn

sonst hätte sie nie in eine Wiedervereinigung gewilligt, die nach dem vorigen Erlasse, und wenn auch nur zum Scheine, das Werk und der Wunsch der Gräfin von Urach gewesen, sondern einzig und allein auf den Herzogsstuhl und den äußeren Vortheil dieser unglückseligen Ehe sah sie es ab. Die Politik, das Staatsinteresse waren es, die den Fortbestand eines Bündnisses forderten, welches der Herzogin die größesten Demüthigungen und die Duldung eines ewigen Skandales auferlegte. Noch kurz nach der Versöhnung mit ihr, documentirte der Herzog öffentlich „daß er sich mit seiner Gemahlin vereint, dieselbe mit aller Höflichkeit gesprochen und mit ihr gespeist, was aber freilich die Zuneigung und daraus entstehende eheliche Beiwohnung betreffe, so sei dies eine Sache, die von Gott und sich selbst abhange und durch Fremde nicht erzwungen werden könne."

Diese naive Auseinandersetzung gab er bei Gelegenheit der Weigerung ab, welche die Stände zeigten, als sie die bedungene Entschädigungssumme an die Gräfin von Urach auszahlen sollten, die der Herzog selbst zu stellen sich außer Stande meinte, „weil sein Kammer-Gut in schlechter Verfassung sei."

Mitten in diese Verhandlungen hinein, kam plötzlich ein kaiserliches Gebot, welches verlangte: „Es solle die Grävenitz sich anderwärts weit vom Herzogthum Würtemberg hinweg begeben und reversiren, künftighin weder in ledigem noch verheirathetem Stande nicht nur des Herzogs Gebiet nicht wieder betreten, sondern auch die

Nachbarschaft meiden, und sich alles Verkehrs mit demselben enthalten, sonst werde man nach der Strenge der Gesetze gegen sie verfahren, und weder ihre Ehre, noch Leib und Güter schonen."

Diesem Befehle unterzog sich die Gräfin von Urach. Sie reiste ab. Der Herzog aber versöhnte sich mit seiner Gemahlin ganz und gar, hielt große Feste und bewog das Land in der Freude über den hergestellten Hausfrieden zu einem Geschenk von fünfzigtausend Gulden.

Diese in der Tasche, schlug Eberhard Ludwig seinem Volk und seiner Gemahlin ein Schnippchen, machte sich auf und ging lustig und wohlgemuth der Gräfin von Urach nach, mit der er sich in Genf vereinigte, wo er mit dem eben einkassirten Gelde die seligsten und herrlichsten Tage verlebte. Die schöne Gegend, der reizende See, die glückliche Jahreszeit begünstigten die Schäferidylle, welche seine Geliebte um ihn herum zu zaubern wußte. Man machte Gondelfahrten, man ging spazieren, man spielte Cephise und Amynt. Mit einem Wort, man führte ein heiteres, fröhliches Leben, das leider endlich das letzte Goldstück der getreuen Stände aufhören machte.

Da Eberhard Ludwig auf neuen Zuschuß nicht rechnen durfte, überdies auch den Unwillen seiner Räthe und des ganzen Landes ziemlich laut zu hören bekam, so mußte er endlich an seine Rückkehr denken. Um aber bei dieser auch die Gräfin Urach wieder nach Stuttgart mitbringen zu können, kam er auf den Einfall, sie zu verheirathen. Ein gewisser Johann Franz Ferdinand, Graf von Würben

und Freudenthal, der, wie es heißt, zwar Rang aber wenig Vermögen und noch geringeres Ehrgefühl hatte, ließ sich bereitwillig finden, eine Schein-Heirath mit ihr einzugehen. Sie wurde am **18.** Januar **1711** zu Oberhausen begangen und zwar auf die Bedingungen hin, „daß der Gatte die Ehe nicht vollziehe, sondern gleich nach der Trauung sich in's Ausland begebe, wofür er den Titel eines fürstlichen Landhofmeisters, Geheimen-Raths und Kriegs-Raths-Präsidenten und einem jährlichen Gehalt von zehntausend Gulden bekomme."

Diesen Copulationsvertrag unterschrieb authentischen Nachrichten zufolge, nicht die Gräfin, sondern der Herzog, der gleich darauf sich selbst noch einmal mit der neugeschaffenen Landhofmeisterin im Geheimen trauen ließ und dann sofort nach Stuttgart mit ihr zurückkehrte, wo sie den sogenannten neuen Bau zur Wohnung, einen eigenen Hofstaat und den Titel Excellenz erhielt.

Von nun an begann ihre eigentliche Herrschaft, der zwar anfangs einiger Widerstand entgegengesetzt wurde, die aber nachdem dieser überwunden und niedergeschmettert worden war, volle zwanzig Jahre dauerte und das Land in die größesten Drangsale und Zerrüttungen brachte. Der deutsche Kaiser, der auch bei dieser Gelegenheit wieder von der Herzogin und ihrer Familie um Schutz und Beistand angegangen wurde, erklärte durch einen Anhänger der Gräfin von Würben, den Geheimenrath Schütz zu ihren Gunsten, oder wenigstens nicht zu ihrem Nachtheil gestimmt, „daß er einem Reichsfürsten nicht wehren könne

eine Frau von seinem vornehmsten Minister an seinem Hofe zu halten." Das Land aber seufzte und murrte wohl, that jedoch nichts, oder doch nur wenig, um sich das Joch vom Halse zu schütteln. Einmal spann sich eine Verschwörung gegen sie an. Mehrere Männer vom Adel und einige Patrioten schlossen einen geheimen Bund und beabsichtigten die Gräfin bei Gelegenheit einer Jagd im Walde zu überfallen und niederzumachen. Aber der Plan wurde verrathen und die Complottirer festgenommen und bestraft. Mehrere Beamte, die sich ihren Befehlen widersetzten, oder sich Schmähungen über sie erlaubten, erhielten ihre Entlassung oder mußten ihren Vorwitz im Gefängnisse büßen. Selbst der alte Jugendfreund Eberhard Ludwigs, der Hofmarschall von Forstner, mußte ihrem Einflusse weichen. Die Warnungen, die er dann und wann dem Herzoge wiederholte, reizten den Zorn der Maitresse in einem solchen Grade, daß er sich genöthigt sah, um ihrem Grimme zu entkommen, in heimlicher Flucht seine Heimath zu verlassen. Kaum über die Grenze gelangt, schrieb er noch einmal an den Herzog, um ihn zu beschwören, die Gräfin von Würben zu entlassen. Diese aber darüber auf das Höchste empört, wußte es bei ihrem fürstlichen Anbeter durchzusetzen, daß er gegen den Spielgenossen seiner Kindheit, den Vertrauten seiner reiferen Jahre, die Klage auf Hochverrath und Majestäts-Beleidigung einleiten und ihn zum Tode verdammen ließ. Da ihn Frankreich, wohin er geflüchtet war, jedoch nicht ausliefern wollte, so mußte sich die Landhofmeisterin, die ihren

Titel nicht mit Unrecht führte und in der That die Meisterin des Landes und des Hofes war, begnügen ihn im Bilde an den Galgen gehängt zu sehen. Forstner dagegen rechtfertigte sich öffentlich in einer Schrift,*) welche die Gräfin von Würben und ihre Kreaturen, mit denen sie fast alle Stellen im Lande besetzt hatte, so wie den Herzog portraitirte; außerdem aber ließ er auch in seiner Herrschaft Damberg als Repressalie seine Feindin im Bilde ebenfalls hängen und durch das ganze Land offene Briefe laufen, in denen er alle Minister und Räthe als die infamsten Schurken schilderte.

Der Erfolg davon war freilich so gut wie keiner. Die Landhofmeisterin regierte unumschränkt weiter. Ihre Verwandten, Diener und Anhänger nahmen am Hof und im Staate die obersten Posten ein. Ihr älterer Bruder z. B. wurde erster Minister und Oberhofmarschall, ihr jüngerer, Major der Garde, ihr einer Schwager, ein Herr von Boldewein, Kriegsrathpräsident, ihr anderer, Sittmann, Geheimer Rath. Ihren Secretair Pfau machte sie zum geheimen Referendar, seinen Bruder aber zum Hofrath. Mit dieser selbst geschaffenen Kamarilla bildete sie das sogenannte geheime Kabinet, welches alle ausübende

*) Apologie, par laquelle il instruit et fait voir au Public les fausses accusations et les calomnies horribles de ses ennemis à la cour de Stoudgard et son innocence. Paris 1716. Steht auch als Beilage bei Spittlers Geschichte Würtembergs.

Gewalt in die Hände bekam und worin sie selbst den Vorsitz hatte. Es hingen dadurch alle Finanz-, Justiz- und Gnaden-Sachen ganz allein von ihr ab. Außerdem aber, daß sie ihr Vermögen besonders durch den Verkauf aller Aemter und Ehrenstellen auf das Unmäßigste vergrößerte, quälte und folterte sie den Herzog noch obenein durch die unersättlichsten Forderungen nach Gelde, Zierrath und Güter-Schenkungen. Pfaff erzählt, daß er ihr einmal mit thränenden Augen gesagt, „er wisse nichts mehr aufzutreiben, er gebe ihr ja Alles, was nur zu bekommen wäre. Ihr Schmuck allein soll mehrere Tonnen Goldes aufgewogen haben, ihr übriges Vermögen aber, das sie in den Banken von Venedig, Genf und Hamburg unterzubringen suchte, wie ihr Secretair, bei dem später ihr gemachten Prozesse aussagte, unermeßlich gewesen sein.

Doch nicht an sich allein dachte sie bei der Verwendung der Finanzen; auch auf ihre Umgebung nahm sie Rücksicht dabei. Vor allem mußte Eberhard Ludwig ihr zu Liebe seinen Hofstaat noch bei weitem prächtiger einrichten, als dies schon früher geschehen. Für den großen und kleinen Würtenbergischen Adel, der sich wie Raubvögel um eine Leiche bei dem Ruin des Landes in Stuttgart zusammenschaarte, mußte eine Masse neuer Chargen geschaffen werden. Da wurden allerlei Marschälle, Hauptleute, Stall-, Forst-, Jagd-, Falken-, Pagen- und Kapell-Meister nöthig, da bedurfte man Kammerherren, Kammerjunker, und andere adlige Aufwartung. An Festen, Bällen, Concerten und Schauspielen fehlte es natürlich nicht. Auf

ihre Veranlassung wurde in Stuttgart auch 1705 zum ersten Male Karneval gehalten. Daß bei allen diesen Gelegenheiten die arme Herzogin ganz vernachlässigt oder auch absichtlich zurückgesetzt wurde, versteht sich von selbst. Kaum begreift man, wie sie eine Behandlung Jahre lang hat ertragen können, die ihr täglich neuen Schimpf und die auserlesendsten Kränkungen bereitete. Noch wunderbarer aber müssen dabei ihre Eltern erscheinen, von denen man nicht begreift wie sie ihr Kind den empfindlichsten Beleidigungen ungerührt und unbewegt ausgesetzt sehen konnten. Wahrlich, ein Bauer würde seine Tochter von einem rohen Manne so nicht haben mißhandeln lassen, ohne sie in das Vaterhaus zurückzufordern. Fürsten aber, scheint es, kennen Familienbande nicht und stehen auf dem Throne über den Empfindungen, die sonst auch den wildesten Menschen zu Thaten der Milde oder des Heroismus begeistern. Hat doch auch der damalige Kaiser von Oesterreich die Königin Marie Antoinette in der französischen Revolution auf das Schaffot schleppen lassen, ohne eine erhebliche Anstrengung zu ihrer Rettung zu machen. Mißliche Umstände und die damalige Politik verhinderten eine Invasion, aber was hielt den Bruder ab, von Liebe beseelt, allein nach Paris zu eilen, um die Schwester von dem Revolutions-Tribunale zurückzufordern? Wahrlich, wir wären begierig zu sehen, was für einen Eindruck eine solche Heldenthat auf die französische Nation hervorgebracht hätte, von der wir denken, daß sie davon gerührt und erschüttert gewesen sein würde. Aber wenn auch nicht, sie hätte in jedem Falle als der

große Akt eines edlen Herzens gegolten, der unauslöschlich in der Geschichte glänzen müßte, statt daß wir jetzt jenen Gipfel der Hoheit nur bedauern können, auf dessen majestätischer Schneeregion, wie es scheint, die Regungen der Seele erkalten.

Mit dem Haß und dem Widerwillen der Gräfin von Würben gegen die Herzogin aber war dies nicht der Fall. Sie konnte dieser die Bemühungen nicht vergessen, die sie sich gegeben, ihr erstes Fußfassen in Stuttgart zu vereiteln. Nicht genug damit, daß sie die Verlassene mit völliger Nichtachtung behandelte, versuchte sie es auch auf die nachdrücklichste Weise die unglückliche Frau aus dem herzoglichen Schlosse zu Stuttgart und wo möglich wohl gar aus dem ganzen Lande zu vertreiben. Da ihr dies aber doch nicht gelang, erfand sie wenigstens das Mittel sie ganz zu isoliren.

Drei kleine Stunden nordwärts von der schwäbischen Hauptstadt nämlich befand sich auf einer hochgelegenen Ebene meist von Wald umgeben, eine kleine Besitzung, Erlachhof, auf welcher 1704 ein Jagdschloß errichtet worden war, das man die Ludwigsburg nannte. Hier fiel es der Landhofmeisterin nun ein, einen neuen Sitz des Hofes zu gründen, welcher 1706 begonnen und zehn Jahre darauf schon zur dritten Haupt- und Residenzstadt des Herzogs erhoben wurde. Durch große Vortheile und anlockende Ausschreiben hatte man die Unterthanen bewogen sich hier anzusiedeln. Auch waren die höchsten Staatsbehörden, namentlich der Geheimerath, die Rentkammer, das Con-

sistorium und somit also eigentlich die Landesregierung selbst dahin verlegt worden.

Stuttgart und sein Schloß verödeten, denn es blieb darin fast Niemand als die trauernde Herzogin mit einem kleinen Gefolge zurück. In Ludwigsburg, der Residenz der Gräfin von Würben dagegen, sammelte sich Alles was Würtemberg an Rang, Bedeutung, Glanz und Ueberfluß aufzuweisen hatte. Pfaff schreibt bei dieser Gelegenheit: „Hier saß die Gräfin auf dem herzoglichen Throne, das Land war ihr Fußschemel und das Volk lag, wie ein Stier unter dem Beil.„

Dieser Zustand dauerte bis 1731, in welchem Jahre Eberhard Ludwig endlich aus seinem Sinnenrausche erwachte, sich mit der Herzogin versöhnte und die Landhofmeisterin auf das Schloß Freudenthal verwies. Viele Historiker geben als die Ursache dieser plötzlichen Trennung die Vorstellungen des damaligen Königs von Preußen an, der sich um diese Zeit nach Ludwigsburg zum Besuch begeben hatte. Da die Preußische Königsfamilie in jener Epoche, wie wir dies in dem Kapitel, das wir der Gräfin Lichtenau widmeten, nachgewiesen haben, noch eine gewisse hausbackene und ehrbare Moral in ihrem Schooße hegte, die wir in dem Abschnitte, welcher die Gräfin Cosel behandelt, in gewisser Beziehung schon am Hofe König Augusts von Polen eine Art von Versöhnungsamt ausüben sehen, so kann es wohl möglich sein, daß sie auch hier von Einfluß gewesen. Indeß, was den Herzog am meisten bestimmte, die Gräfin von Würben aufzugeben,

das war gewiß das Herannahen ihres Alters und der damit verbundene Verlust aller körperlichen Reize. Pöllnitz, der sie kurz vor ihrem Sturze sah, sagt von ihr: „Sie nähert sich den fünfziger Jahren, deren Spuren sie durch alle nur erdenklichen Mittel von ihrem Gesicht zu vertilgen strebt. Ihr Geist ist nicht natürlicher, als die Farbe ihrer Haut; Verstellung und allerhand Kunstgriffe bilden die Grundzüge ihres Charakters. Da sie nur bemüht ist, Reichthümer zusammen zu scharren, so ist dies ihre Hauptbeschäftigung. Eine große Ehrfurcht vor dem Herzog affectirend, fordert sie doch, daß vor ihr allein Alles zittert und sich beugt. Da sie übrigens die Vertheilerin aller Gnaden ist, so wird ihr in der That mehr als Eberhard Ludwig geschmeichelt. Wehe denen, die sich ihr Mißfallen zuziehen." Forstner schildert sie schon früher in seiner Apologie, indem er schrieb: „Sie wird täglich dicker und widerlicher. Die weiße Schminke, mit der sie sich bedeckt und übertüncht, hat ihre Augen entzündet und ihre Zähne faulen gemacht, was am besten ihr übelriechender Athem beweist. Ihr Lachen ist gezwungen, ihre Beine haben eingebogene Kniee. Immer in gereizter Stimmung, ist sie zugleich auch eifersüchtig, zu ausbrechendem Zorne geneigt und vom äußersten Argwohn beherrscht."

Nimmt man nun auch an, daß dies Portrait von dem Todfeinde der Gräfin von Würben entworfen, nicht mit sanften Farben gemalt, sondern in vielen Dingen sehr übertrieben sein wird, so bleibt, selbst wenn man das grelle Colorit etwas mildert, noch immer genug für die Phan-

taſie vorhanden, um ſich von ihr ein häßliches und unangenehmes Bild zu entwerfen. Im Ganzen hat ſie etwas Aehnlichkeit mit jener Gräfin Platen, die wir in Hannover haben kennen lernen und welche, wie ſie, mit dem Lächeln der Grazie anfing, um mit dem Grinſen der Furie aufzuhören. Wie in dem Leben jener berüchtigten Courtiſane ſo auch in das ihrige miſcht ſich etwas Finſteres und Grauſenhaftes, der Aberglauben nämlich ihrer Zeit, der vom Blute raucht. Nicht allein, daß das Volk in dem Wahne lebte, dieſe Frauen feſſelten die Männer durch Spuk, böſen Zauber und hölliſche Mittel, nein, auch dieſe Frauen ſelbſt glaubten zuletzt, daß es Opiate und geheimnißvolle Dinge gebe, durch welche ſie die Neigung ihrer Anbeter weit über die Jahre ihrer Jugend und Schönheit hinaus an ſich zu feſſeln vermöchten. Von der Gräfin Würben ſpeciell wird berichtet, daß ſie, als ſie in Ungnade bei dem Herzoge verfallen, in ihrer Verzweiflung an einen Kammerdiener des Herzogs ſchrieb, ihr von deſſen Blute für großen Lohn einige Tropfen zu verſchaffen. Pöllnitz will ſogar von einem Verwandten, den er am Stuttgarter Hofe hatte, wiſſen, daß ſie ein Handtuch mit Eberhard Ludwigs Blut benetzt, wirklich erhalten habe; gewiß iſt jedenfalls, daß ſie auf dieſen oder einen ähnlichen Verdacht hin, auf Schloß Urach unter ſtrenge Bewachung gebracht worden iſt. Später wurde ſie, unter ſtarker Bedeckung, um ſie vor den Ausbrüchen des Volkshaſſes zu ſchützen, nach Heidelberg geführt, wo ſie bis zum Tode des Herzogs blieb.

In der gezwungenen Zurückgezogenheit, in der sie hier lebte, wird sie Zeit gehabt haben, die Sinnesänderung ihres Geliebten in ganz natürlichen Umständen zu entdecken. Es läßt sich denken, daß ein von Leidenschaften, und immerwährenden Lustbarkeiten und Ausschweifungen erfülltes Leben sich endlich erschöpfen und in Stumpfheit verlieren mußte. Umsonst wurden Augenbrauen, Wangen, Lippen und Hals gefärbt oder mit fingerdick aufgetragener Schminke belegt, die Runzeln und die welke Schlaffheit der Züge ließ sich nicht ganz mehr darunter verbergen. Musik, Tanz, Jagdgelage und wilde Orgien reichten endlich auch nicht mehr hin, die Abnahme der Lebensgeister zu verdecken. Die Langeweile, die Abspannung, die Erschöpfung brachen hindurch. Nachdem der brillante Champagnerschaum der Frivolität abgeschöpft war, zeigte sich die Ekel erregende Neige brutaler Begierden, ein Gemisch von Reue, Vorwürfen und Gewissensbissen, wie es den trüben Bodensatz eines wüst vergeudeten Daseins immer zu bilden pflegt.

„Wenn sich das Laster erbricht, setzt sich die Tugend zu Tisch," sagt Schiller in seinen Xenien, was wir hier sich buchstäblich ereignen sehen. Nachdem Herzog Eberhard Ludwig fast ein halbes Leben im Schooße der Sünde geschwelgt und ihren Becher bis auf die Hefe geleert, kam es ihm plötzlich an, wieder den guten Gatten und Ehemann zu spielen, wobei ihm aber das Glück nur sehr wenig gelächelt hat. Nachdem 1731 sein Sohn, der Erbprinz Friedrich Ludwig gestorben und die Hoffnung auf einen neuen Leibeserben sich als eine irrige bewiesen, erlag

er selbst nach einer längeren Krankheit dem Tode schon 1733 in einem Alter von ein und sechszig Jahren. Zu seinem Nachfolger ernannte er seinen Neffen, den Prinzen Karl Alexander.

Dieser machte zunächst dem Regiment der Grävenitz-schen Partei, welches unter Eberhard Ludwig auch nach dem Falle der Favoritin noch fortgedauert hatte, gänzlich ein Ende. Die Gräfin von Würben selbst wurde peinlich angeklagt und von dem Criminal-Gericht zum Tode verurtheilt. Der unter dem neuen Herrscher aber von großem Einfluß werdende Joseph Levy Süß Oppenheimer, der durch große Geldsummen bestochen worden war, wußte es zu einem Vergleiche zu bringen, demzufolge sie für ein bedeutendes Kapital auf ihre Güter verzichtete. Sie rettete außer den großen Summen, die sie schon früher in Sicherheit gebracht, 138,000 Gulden, mit denen sie sich nach Berlin begab, wo sie 1744 in sehr guten und glücklichen Umständen gestorben sein soll.

Franziska von Hohenheim.

Bei der unter diesem einfachen Namen bekannten Frau scheint sich der Ausspruch zu bestätigen, der da besagt, daß dasjenige Weib das beste sei, von dem am wenigsten geredet und erzählt werden könne. Wenn wir berichten, daß Franziska die Tochter eines Herrn von Bernerdin oder Bernardin gewesen, die sich, wahrscheinlich, um ihre Familie vor Dürftigkeit zu bewahren, an einen reichen, häßlichen und verwachsenen Kammerherrn von Leutrum vergab, welchem der Herzog Karl von Würtemberg sie entführte, um sie 1786 zu seiner Gemahlin zu machen, so haben wir, wenn wir ihr Todesjahr 1811 noch hinzufügen, eigentlich Alles zusammengestellt, was uns die Historiker über diese edle und schöne Erscheinung aufzubewahren für nöthig hielten. Die speziellen Angaben über ihr Leben und Wirken sind sparsam. Gewöhnlich beschränkt man sich darauf, sie im Allgemeinen zu loben und den guten Einfluß zu preisen, den sie auf ihren fürstlichen Entführer ausgeübt hat. „Nicht durch ausgezeichnete körperliche Reize," melden uns Memoiren aus jener Zeit, „sondern durch ihren gebildeten Verstand, ihre angenehmen

Sitten und die Kunst, sich in alle seine Launen zu schmiegen und ihm dabei immer im Gewande der liebenswürdigsten, jeder Zeit doch Achtung gebietenden Weiblichkeit zu erscheinen, erlangte sie eine unbeschränkte Gewalt über den Herzog. Sie wandte diese freilich auch zu ihrem und ihrer Angehörigen Vortheil, aber vorzugsweise doch besonders zum Besten des Landes an. Sie lehrte Karl die Annehmlichkeiten eines stillen Lebens schätzen, mäßigte den Ausbruch seiner Leidenschaften, beförderte manche gute und nützliche Anstalt, verhalf dem Verdienste zu seinem Rechte und war eine Wohlthäterin der Armen."

Was viele andere Frauen ihres Gleichen mit vielleicht ungleich größerer Begabung und hervorstechenderem Genie vergebens versuchten, das gelang ihrem milden und stillen Geiste an einem Manne, an dem es unglaublicher als an manchem Anderen erscheint. Wir sehen sie nämlich in der That der gute Genius Karl Eugen's, der Schutzgeist Würtembergs und zwar gerade in dem Momente werden, in dem Beides am Dringendsten nöthig und am Unerwartetsten war.

Der damalige Herrscher Würtembergs, 1728 geboren, wurde schon 1744, also ebenfalls erst sechszehnjährig, wie Eberhard Ludwig, von dem deutschen Kaiser Karl dem Siebenten für volljährig und regierungsfähig erklärt. Hauptsächlich veranlaßt hatte diese Erklärung Friedrich der Große, welchem Karl Eugen von 1741 an, gleichsam als Schüler in der Staats- und Regierungskunst zugeschickt worden war. Er gab dem jungen Herzog das

Zeugniß „daß er solche Eigenschaften, Gaben und Einsichten besitze, die einen Prinzen in den Stand setzten, allein zu regieren und ein Volk glücklich zu machen, selbst von größeren Staaten als die, welche die Vorsicht seiner Sorgfalt anvertraut habe."

Allein, wie sehr er sich darin betrogen, hat der große König nur zu bald erfahren müssen. Obschon er ihm beim Abschiede die besten Verhaltungsregeln gab und ihm einprägte: sich gleich beim ersten Auftreten die Herzen des Volkes zu gewinnen, Schmeichler zu fliehen, Intriguen zu bestrafen, sich selbst mit allen Staatsangelegenheiten, besonders mit den Finanzen, als „den Nerv des Landes" bekannt zu machen, Sittlichkeit und Religiosität auf's Ernstlichste zu wahren, sich vor dem Fanatismus zu hüten, sich nicht von Kaiser und Reich zu entfernen und sowohl gegen Oestreich als Frankreich ein gleiches, parteiloses Betragen anzunehmen, wir sagen: obschon er beim Abschiede seinem fürstlichen Zöglinge dies Alles an's Herz legte und ihm auch außerdem noch unter Anderem nach Stuttgart schrieb: „Glauben Sie nicht, daß Würtemberg für Sie da sei, seien Sie vielmehr überzeugt, daß die Vorsehung Sie in die Welt kommen ließ, um Ihr Volk glücklich zu machen, setzen Sie daher stets sein Wohlergehen höher, als Ihre Vergnügungen, denn wenn Sie in so zartem Alter Ihre Lust dem Wohle Ihrer Unterthanen aufzuopfern vermögen, dann werden Sie nicht nur ihre Freude, sondern auch die Bewunderung der Welt sein," so zeigte sein Regiment doch nur zu bald, wie wenig dies und anderes von Wirkung

auf sein Gemüth gewesen war. Zwar hatte er bei der Besteigung des Herzogsstuhls versprochen: „als ein rechtschaffener, wahrer Vater des Vaterlandes treuherzig zu handeln und nach den Rechten und Ordnungen des Landes zu herrschen," aber um dies Versprechen zu halten, war sein Charakter, im Ganzen genommen, doch zu störrisch und sein Wesen noch viel zu ungereift und flüchtig. Hätte er noch mehrere Jahre unter der Leitung Friedrichs des Großen bleiben und sich unter den Augen dieses weisen Monarchen ausbilden können, vielleicht, daß seine Natur mehr Fassung, Selbstbeherrschung gewonnen haben würde. Vielleicht, daß er gesetzter, mäßiger und besser geworden, vielleicht, daß er sein Vorbild verstanden und ihm nachzueifern fähig geworden wäre. Große Talente waren allerdings in ihm vorhanden. Seine Urtheilskraft war richtig und schnell, sein Gedächtniß ungewöhnlich stark. Er hatte eine lebhafte Einbildungskraft, einen klaren, gesunden Verstand und einen Willen, der an und für sich rasch geweckt, unermüdet verfolgt, dem Lande von außerordentlichem Nutzen hätte sein können, wenn er durch Leidenschaften und böse Rathgeber gelenkt, nicht gar zu oft in brutale Willkühr und Gewaltthat ausgeartet wäre. Beherrscht von den Begierden nach Genuß und Ehre, war „Glänzen und Genießen" sein Wahlspruch, der nur dann dem Glücke Würtembergs nicht geschadet hätte, wenn er durch die Zahl der Jahre und eine gute Schule geläutert worden wäre.

Aber jung, unbeständig in seinen Neigungen und un-

ausgebildet in seinen Ansichten konnte und mußte seine Regierung nur von betrübenden Folgen sein. Friedrich II. erging es mit ihm, wie es dem Genie immer mit seinen Nachahmern zu gehen pflegt: er sah seine Größe durch eine läppische Nachahmung zur Lächerlichkeit werden. Die Strenge wurde zur Härte, das Selbstbewußtsein zur Ueberhebung, die Philosophie zur Paradoxomanie, der geistreiche Humor zur barockesten Tollheit. Besonders abgeschmackt und übertrieben copirte er Friedrichs des Einzigen Vorliebe für das Militair. Ohne den Geist des Feldherrn und uneingeweiht in die Geheimnisse der Strategie, hatte er nicht die Zweckmäßigkeit der preußischen Kriegseinrichtungen erkennen lernen, sondern nur Sinn für das schöne Aeußere, die Pracht der Uniformen, den hübschen Wuchs und eine gute Aufstellung empfangen. „So wurde ihm," schreibt Zimmermann, „als er zur Regierung kam, das Militair mehr ein Gegenstand des Aufwandes, des angenehmen Spiels, als des Ernstes. Er richtete es ganz auf preußischen Fuß ein, aber Alles nur übertrieben und für die Parade: närrisch knapp anschließende Kleider, und Stiefeletten, vorne auf der Kniescheibe und hinten über die Waden mit Pappe ausgefüttert, Sturmhauben wie Zuckerhüte oder Lichtdämpfer, mit einem Band hinten an einem langen steifen Haarzopf befestigt, alle nach französischer Mode frisirt, weiß gepudert, mit Halskrausen und Manschetten, die bis über die Finger herabhingen, alle mit pechschwarzen Schnurrbärten, die Haare auf dem Kopfe mochten weiß oder roth sein — das war die herzogliche

Armee! Fiel einer um, so lag er wie ein Klotz, weil er, in seine Montur eingesperrt, kein Glied regen konnte. Oft sah man in der Residenz, wenn Glatteis war, dergleichen Maschienen auf der Erde liegen, die, ob sie sich gleich nicht im Geringsten wehe gethan, doch nicht im Stande waren, sich selbst wieder aufzuhelfen. Die Offiziere, wenn sie in Gesellschaft zum Sitzen genöthigt wurden, kamen in Verzweiflung; sie mußten ein eigenes Manöver einüben, sich ohne ein Knie zu bewegen, auf einen Stuhl zu bringen, es sah nicht anders aus, als wenn sie Convulsionen hätten."

Einer seiner Brüder, wird erzählt, schickte ihm einmal eine Schachtel mit bleiernen Soldaten, indem er ihm dazu schrieb: „diese thun, was Deine thaten."

Und in der That, wenn man die Schlachten und Feldzüge liest, an denen sich Karl Eugen mit seinen Truppen betheiligte, so findet man über diese durchaus nichts Rühmliches, sondern meist nur Angaben von Flucht, Desertion und Verlüsten. In Schlesien, in Böhmen, überall wurden sie geschlagen. Der Herzog, der sich gegen seinen Lehrer und väterlichen Freund, gegen den König von Preußen erhob, mußte allerwärts der Wucht jenes Genies weichen. Seine eigenen Soldaten schwärmten für den preußischen Heros, zu dem sie schaarenweise übergingen und vor dessen Armee der Herzog von Würtemberg selbst so große Furcht hatte, daß, als sich einmal das Gerücht verbreitete, man habe an der Grenze einige preußische Husaren gesehen, er keinen Augenblick säumte in größester

Eile mit seinen Staatswagen und Kostbarkeiten nach Straßburg zu fliehen. Seine Garden, Husaren und die ganze Cavallerie erhielt Befehl, sich zum Marsch nach Hohentwiel bereit zu halten, denn auf ihren Schutz mochte er sich nicht verlassen. Er kannte den Geist seines Militairs und wußte nur zu gut, daß er auf Treue, Ergebenheit und Aufopferung nicht zu rechnen habe. Die Regimenter waren durch die abscheulichsten Gewaltthaten im ganzen Lande rekrutirt worden. Auf die heimtückischte und brutalste Weise entriß man die Jugend dem Schooße ihrer Familie, der alten Mutter den einzigen Sohn, dem kranken Vater die Stütze und Hoffnung seiner Tage, der Geliebten das Glück ihres Lebens. Keine Bande der Natur, keine Heiligthümer des Herzens wurden geschont. Alles mußte weichen. Und warum? Etwa weil das Vaterland in Gefahr war, weil es Heldenthaten zu verrichten und Lorbeeren zu erringen gab? Nein, das Alles nicht! Nur weil der Herzog Geld zu seiner Verschwendung brauchte, weil er seine Armee an Frankreich verkaufte.

Frankreich hatte mit Karl Eugen einen Contrakt geschlossen, demzufolge dieser ein Corps von 6000 Mann im Solde jenes Landes hielt, und so lange in seinem Dienste gebrauchen konnte, als jene Macht es nicht bedurfte. Dieses Corps vollzählig zu halten, wurden die grausamsten Mittel nicht geschont. Dennoch kam es, weil das Geld für diese Truppen zu Lustbarkeiten vergeudet worden war, daß die französischen Commissäre zur Besichtigung des Heeres einmal zu einer Zeit eintrafen, in der sie gerade

nur 4000 statt 6000 Leute zählten. In der Verlegenheit darüber nahm ein Günstling des Herzogs, der berüchtigt gewordene General Rieger, seine Zuflucht zu einem Betruge, den zu sanktioniren sein Herr keine Scheu getragen. Er ließ, nachdem das erste und zweite Regiment die Musterung bestanden hatte, und während das dritte und vierte eine solche aushielt, die Mannschaft der ersten beiden in den Kasernen umkleiden und dann als fünftes und sechstes Regiment die Revue noch einmal passiren.

Die großen Summen, die Herzog Karl durch diesen Vertrag gewann, verflogen meistentheils, wie wir schon vorhin gesagt, in der Bestreitung der Kosten, die ihm sein Hofstaat verursachte, welcher allen Nachrichten nach, einer der prächtigsten im damaligen Europa war. Pfaff erzählt, daß sich gegen zwanzig Fürsten und Reichs-Grafen dazu eingefunden und daß man an großen Gala-Tagen in Aufwand- und Luxus mit Versailles gewetteifert habe. Besonders glänzend sollen die französischen Schauspiele, Ballette, Opern und Concerte gewesen sein, zu deren Ausführung die berühmtesten Künstler und Künstlerinnen aus Frankreich und Italien herbeigezogen wurden. Die Kapelle leitete Nicolo Jomelli. Im Orchester glänzten die Violinspieler Nardini und Antonio Bolli, so wie der Waldhornist Rudolfs. Im Gesange entzückten Aprili, Crassi, Bonasini, Cesari und Andere. Durch ihren Tanz begeisterten Noverre und der berühmte Vestris, welcher auf sechs Monate von Paris entboten und mit mehr als zwölftausend Gulden besoldet wurde. Unter Mitwirkung und

Leitung solcher Künstler kamen oft Vorstellungen zu Stande, von denen eine allein eine Tonne Goldes kostete. Außerdem liebte es der Herzog, bei besonderen Festen den Damen reiche Geschenke zu machen. Einmal vergab er in einer Zeit von nicht mehr als fünf Minuten für fünfzig Tausend Thaler Kleinodien an die Damen des Hofes.

An Geburtstagen oder anderen Festen brannte man Feuerwerke ab, welche ein gewisser Veronese auf das Prächtigste, aber freilich auch auf das Theuerste einzurichten wußte. Manches derselben puffte eine Summe von 52,000 Gulden in die Luft. Noch kostbarer kam ein großer Wintergarten zu stehen, den man auf den rauhen Höhen von Ludwigsburg errichtete und worin wie in einem glücklichen Zauberlande, ein ewiger Frühling herrschte. Die Kasten, worin die größten und schönsten Bäume standen, waren in die Erde eingesenkt, so daß der Stamm unmittelbar aus dem Boden zu wachsen schien. Ueberall waren Hecken von Jasmin, Caprifolien und Myrthen, Gruppen von phantastischen Schlinggewächsen, Beete wunderbarer Blüthendolden. Bassins, Wasserkünste und Statuen fehlten nicht. Auch konnte durch das schönste und kunstreichste Zimmerwerk, ohne einen Hammerschlag und Riegel das ganze Prachtstück, dem unsichtbare Oefen die Sonnenwärme des Südens gaben, unter Dach gebracht werden. Bewunderer und Anstauner dieser Seltenheit berichten, daß die hängenden Gärten der Semiramis nicht verdient hätten, mehr Aufsehen in der Welt zu machen, als dieses Zauberwerk, das aber, wie sie hinzusetzen, selbst für den Schatz

eines über große Reiche herrschenden Königs zu kostspielig gewesen sein würde. Nicht minder wird dies behauptet von der Liebhaberei des Herzogs, hoch auf dem Gebirge sogenannte Wasserjagden zu halten. „Mitten im Winter," schreibt Zimmermann, „so stark es auch fror, mußten die Bauern, der Kälte und dem wasserlosen Gebirge zum Trotz, auf der Alb Vertiefungen graben und weit her aus entfernten Orten das Wasser darein führen, welches durch mehr als vierzig Oefen, worin das Feuer nicht ausgehen durfte, flüssig erhalten wurde. Diesen Teichen zu wurde das Wild getrieben, daß es sich geängstigt in die Abgründe desselben stürzte und statt eines Todes zweie ausstehen mußte. Darin bestand das herzogliche Jagdvergnügen. Die Jagdbauern hatten es nicht viel besser, als das Wild; sie wurden oft wochenlang gehetzt und von den Jägern gemißhandelt, und der Landmann durfte nur seufzen, wenn das Wild die grüne Saat fraß und der Herzog mit seiner wilden Jagd mitten durch sein Ackerfeld tobte und die Frucht und die Hoffnung seines sauren Schweißes zerstampfte."

Aber damit begnügte sich der Herzog nicht. Wir müssen hier auch Pfaff noch anführen, der da schreibt: „Nicht Prachtliebe nur und unmäßige Verschwendung, auch andere Begierden waren es, denen damals Karl sich ohne alle Mäßigung überließ und die das schönste Glück so mancher Familie im innersten Keime zerstörten. Manches Mädchen, das des Herzogs Blicke auf sich zog, wurde der Schande hingegeben, und die Ihrigen mußten es

dulden, wenn nicht des Fürsten Rache, das erklärte er selbst oft laut, sie treffen sollte, und nur selten erweichte das Flehen der Unschuld, bewegte die Würde unbefleckter Tugend sein Herz. Daneben aber hielt er noch viele Buhldirnen, meist aus Wälschland, welche ihn überall hin begleiteten, mit schamloser Frechheit sich brüsteten und besonders bei ihrem vielfachen Wechsel große Summen kosteten."

Vergebens hatte das Land gehofft, daß diesen Ausschweifungen die Vermählung des Herzogs mit der einzigen Tochter des Markgrafen von Brandenburg Culmbach ein Ende machen würde. Das Beilager wurde 1748 begangen, aber die Ehe dauerte nicht lange. Die Prinzessin war eine wegen ihrer Schönheit berühmte, aber stolze und sehr hochfahrende Frau, von der erzählt wird, daß sie, als ihr beim Einzuge in das Stuttgarter Schloß die Winzermädchen in Prozession jubelnd entgegen sprangen, naserümpfend gerufen habe: „Was will das Geschmeiß?" Für Karl Eugen mag sie im Ganzen zu pathetisch und vornehm gewesen sein. Das Ceremoniel und die Etikette, die sie überall aufrecht erhalten und bewahrt wissen wollte, wurden ihm lästig. Er ließ sich darum gewiß manchen Verstoß und viele Rücksichtslosigkeiten gegen sie zu Schulden kommen, was sie, ganz im Geiste jener Zeit, härter berührte, als seine stete Untreue und der ewige Flattersinn seines Herzens. So geschah es denn auch, daß eine Bitte, die sie an ihn gerichtet und welche er zwar zu bewilligen versprochen, aber nicht erfüllte, der Grund einer Trennung

wurde. Bei einer Spazierfahrt, die sie machte, ließ sie plötzlich die Straße nach Baireuth einschlagen, auf der sie nicht eher anhielt, als bis sie wieder bei ihren Eltern angelangt war, von denen der Herzog sie durch keine Bitten und Ueberredungskünste fortzubringen vermochte.

Von da ab nahmen seine Liederlichkeiten nur noch immer mehr zu. Auch wurde er jetzt ganz der Spielball seiner Umgebung, in der sich drei Männer besonders anrüchig hervorgethan haben. Der erste derselben war der schon genannte Rieger, der Sohn eines angesehenen Geistlichen in Stuttgart, der im Jahre 1756 aus preußischen Kriegsdiensten als Auditor nach Würtemberg kam und sich durch lebhaften Witz, gute Unterhaltungsgaben und seine Gewandtheit in den Künsten der Schmeichelei und des Knechtsinns zu einem geschickten Werkzeug der Willkühr machte. Er stieg bis zum Geheimen-Kriegsrath und Oberst, in welcher Stellung er Karl Eugen vor Allem dazu diente, durch die schändlichsten Gewaltthaten sein Heer zu rekrutiren. Auch wußte er immer Mittel, das nöthige Geld herbeizuschaffen. 1762 wurde er durch einen andern Günstling, den Grafen Samuel von Montmartin gestürzt, bei offener Parade verhaftet und nach Hohentwiel in's Gefängniß gebracht, wo er vier volle Jahre, ohne ein Menschenantlitz zu sehen, ohne die geringste Erleichterung seines Schicksals zu erlangen, ohne einen Schimmer von Tageslicht in unterirdischen Gewölben schmachten mußte. Erst 1766 gelangte er durch die Verwendung der Stände, denen er oft genug die größten

Schwierigkeiten und die brutalsten Streiche in den Kammern entgegengestellt hatte, zum Gebrauch seiner Freiheit zurück. Die volle Gnade Karl's erhielt er niemals wieder, doch wurde er später General und Befehlshaber auf der Festung Asperg, wo er in Frömmelei verfiel und an einem Schlagflusse starb. Als der Grund seiner Bestrafung wird eine Correspondenz angegeben, die er mit den Brüdern des Herzogs, die damals mit diesem sehr zerfallen und unzufrieden waren, unterhalten haben soll.

Aufgedeckt wurde dies, wie schon angegeben, durch Montmartin. Dieser, ein vollkommener Jesuit, früher geheimer Rath bei des Herzogs Schwiegervater, dem Markgrafen von Baireuth, ward durch seine kluge Betreibung der Mündigsprechung Karl's diesem zuerst in günstiger Weise bekannt und für seine Bemühungen mit einem Jahrgehalte belohnt. Später, da er sich durch allerlei Machinationen gegen den König von Preußen dem Wiener Cabinette angenehm gemacht hatte, empfahl ihn Maria Theresia dem Herzoge von Würtemberg zum Staats- und Premierminister.

Im Jahre 1758 kam er nach Stuttgart, von welcher Zeit an die Verfassung, die Rechte und die Freiheiten des Landes auf das Ernsteste gefährdet wurden. Die Stände erhielten fast gar keine Stimme mehr und mußten Montmartin täglich von der „Pflicht unbeschränkter Unterwerfung" und „absoluten Befehlen" reden hören, die der Herzog „ohne Widerrede befolgt wissen wolle." Aller Widerstand wurde durch Militairgewalt unterdrückt und

jede freisinnige Vorstellung mit dem Gefängnisse bestraft. Der durch ganz Europa berühmte Staatsrechtsgelehrte Johann Jakob Moser, der damals Landschaftsconsulent war und sich den Plänen des Ministers widersetzte, wurde, nachdem Karl Eugen vergebens alle Mittel und sogar seine eigene Ueberredungskunst angewendet hatte, um den ehrlichen Mann zu bestechen oder einzuschüchtern, von dem zürnenden Despoten, aus dem Audienzsaale zur Thüre hinausgestoßen und von dort unmittelbar nach Hohentwiel geschleppt, wo ihm fünf Jahre in einem engen Kerker, jeder menschliche Umgang, Luft, selbst Bücher und Schreibzeug entzogen wurde. Dabei war er ein Mann von hohen Jahren und mit ganz weißem Kopfe, dessen Ehrwürdigkeit einen Wilden gerührt haben würde. Montmartin und den Herzog bewegte dies aber nicht. Der Letztere rief damals, um die Parodie auf Ludwig XIV vollständig zu machen, bei irgend einer Gelegenheit aus: „Was Vaterland! Das Vaterland bin ich!"

Montmartin aber, der den Herzog durch seine Lehren zu dieser lächerlichen und zugleich auch furchtbaren Maxime gebracht, ging im Ganzen nur darauf aus das Herzogthum den Jesuiten in die Hände und sich selbst so viel Geld als möglich in den Beutel zu bringen. Schon bei der früher angegebenen Flucht des Herzogs nach Straßburg hatte er zwei schwer beladene Wagen in's Ausland gebracht. 1766 ging er selbst, vom Herzog ehrenvoll entlassen. Die Nachrichten über ihn besagen, daß er als kaiserlicher Geheimerath und Gesandter bei den sächsischen

fürstlichen Höfen noch eine längere glänzende Laufbahn geführt, aber zuletzt unter maternden Gewissensbissen und schweren körperlichen Schmerzen, „als wenn er vom Stricke des Henkers erwürgt worden wäre,“ gestorben sei.

Der dritte Günstling des Herzogs Karl war Wittleder, aus einem niederen Geschlecht in Thüringen, ein Mann, den alle Beurtheilungen als von den rohesten Sitten und der gemeinsten Denkungsart schildern. Der Werkstätte entlaufen, war er in Preußische Kriegsdienste getreten und als Unterofficier von dem Herzoge bei der Umgestaltung seines Heeres nach preußischem Fuße nach Stuttgart gezogen worden. Hier stieg er bis zum Adjutanten, verließ aber, weil seine geringe Herkunft einem höheren Avancement entgegen war, den Soldatenstand und wurde 1748 kirchenräthlicher Pfleger in Gültstein. Später kam er nach Göppingen, als geistlicher Verwalter und von da als Expeditions-Rath und Kirchenkasten-Verwalter in die unmittelbare Nähe des Herzogs. Bei diesem machte er sich zuerst durch die Preisgebung des Kirchenguts, wodurch Karl Eugen in kurzer Frist eine Summe von 547,066 Fl. erhielt, beliebt. Noch größere Summen jedoch verschaffte er dem Herzoge und sich selbst durch eine neue Organisirung des Diensthandels, den er in noch nie erlebtem Umfange trieb. In Ludwigsburg ließ er eine förmliche Bude eröffnen, wo man sich nach Lust und Belieben ein Amt aussuchen und für baare Bezahlung auf dem Flecke erhalten konnte. Ganz öffentlich bot er seine Waare preis und sah dabei nur auf die Kaufsummen, nicht auf den

Käufer. „Dadurch,“ sagt Pfaff, „erhielten unbärtige Knaben Ober-Amteien, reiche Dummköpfe Rathsstellen und listige Schurken Kassenverwaltungen.“ Bis auf die Hirten- und Nachtwächterposten war Alles feil.

Von jeder Kaufsumme sollte Wittleder den zehnten Theil erhalten, aber damit begnügte er sich nicht; er nahm gewöhnlich den fünften oder auch mehr. Es wird sogar von ihm berichtet, daß er an den Bewerber einer Stelle geschrieben, „wenn er mir tausend Gulden und dem Herzoge fünf hundert giebt, so kann er das Dekret abholen“.

Die Schändlichkeiten Wittleders alle herzuzählen, würde ein Buch allein erfordern. Wir begnügen uns deswegen hier nur anzuführen, daß er bei Karl Eugen bis 1773 in Gunst blieb, in welchem Jahre er, nachdem ihm der Herzog 36,000 Gulden für eine Reise nach Venedig abgezwungen, nach Heidelberg entfloh, wo er sich den Hofrathstitel kaufte, aber sehr bald auf eine elende Art um's Leben kam.

Nach Schilderung dieser Creaturen erfreut es endlich auf Franziska zu kommen und mit ihrem Einfluß auf den Herzog die bessere Periode seiner Regierung anfangen zu können.

Schon zu Anfang dieses Kapitels haben wir erwähnt, welche Aenderung diese milde und schöne Frauenerscheinung auf Karl Eugen hervorgebracht.

Die erste Darlegung dieser Aenderung documentirte sich in dem sogenannten Erbvergleich, den er am 2. März 1770 mit den Ständen abschloß und worin er die alten

Gerechtsame des Landes nicht allein für sich, sondern auch für alle seine Nachfolger anerkannte und neu bestätigte. 1778, an seinem fünfzigsten Geburtstage ließ er das berühmt gewordene, von ihm selbst verfaßte Bekenntniß seiner Sünden durch das ganze Land von den Kanzeln ablesen, in dem er seine Irrthümer öffentlich eingestand und ihre Ablegung gelobte. Es hieß darin unter Anderem wörtlich: „Ich war ein ausschweifender Teufel, was um so weniger zu verwundern war, da mir jeder Diener dabei willig fröhnte, aber Reue und Buße, werden die Vergehungen erkannt, sind immer noch zuläßig und bereiten Verzeihung." Ferner heißt es dann: „er sei ein Mensch und aus menschlicher Schwachheit, unzulänglicher Kenntniß und anderen Umständen hätten sich viele Ereignisse begeben, die er bereue. Er betrachte den heutigen Tag als den Anfang der zweiten Periode seines Lebens. Die Zukunft werde von nun an von ihm einzig zum Wohle seiner Unterthanen verwendet werden."

So viel und so weit ihm dies möglich, that er's auch wirklich. Sich ganz verleugnen und ändern, konnte er freilich nicht. Ein wüstes Leben hatte seine Kräfte erschöpft, viele schlechte Angewohnheiten seinen Charakter verdorben. Die ursprünglich guten Anlagen, die er besaß, waren in der Jugend zu wenig gestärkt und befestigt worden, als daß sie von allen Stürmen der Leidenschaft und des Sinnentaumels umrauscht, nicht viel an Wurzel und Gehalt hätten verlieren sollen. Wenige Jahre länger der Pflege, Sorgfalt und Bildung anheimgegeben, würden sie gewiß

zur Reife und zum schönsten Segen des von ihm regierten Landes geworden sein. Die frühzeitige Volljährigkeitserklärung hat der Entwickelung der guten Fähigkeiten geschadet und den Nationen die Warnung gegeben, ihre Könige nicht zu jung von der Vormund- und Regentschaft freizusprechen. Der gewöhnliche Mensch, in seinen beschränkten Verhältnissen wird erst im vier und zwanzigsten Jahre für fähig erachtet sein eigener Herr zu sein. Zu den Ständekammern hat man erst den Mann von dreißig Jahren zulässig erachtet. Für den Thron und die Regierung eines ganzen Landes aber ist von je nur ein Alter von achtzehn Jahren erfordert worden, was, wie uns scheint, als eine große Thorheit und ein arger Mißgriff angesehen werden muß, wenn man auf die Geschichte solcher Kinderherrschaften zurückblicken mag.

Auch bei Karl Eugen ist dies der Fall. Die gute Zeit seiner Verwaltung hat doch kaum die Nachtheile auslöschen können, die er dem Lande durch seine schlechte zugezogen. Allerdings verstummte der laute Lärm des Hofes, an dem keine kostspieligen Feste, kein Serail, keine Millionen von Thalern verschlingenden Prunkgelage mehr dem armen Würtemberg Veranlassung zu Aerger und Betrübniß gaben, allerdings bekümmerte sich der Herzog nun mit Ernst und gutem Willen um das Heil des Volkes, um das Glück seines Reiches, aber nur zu oft verfiel er in seine alten Fehler zurück und nur zu viel mischte sich von seinem früheren despotischen Geiste in die Humanität seiner späteren Tage.

Am reinsten und hellsten zeigt sich diese in seiner Neigung zu Franziska, was einige Briefe, welche Justinius Kerner in dem „Bilderbuch aus meiner Knabenzeit" mittheilt, bekunden. Da sie, auch in Hinsicht auf Schreibweise und Orthographie charakteristisch für den Herzog sind, so wollen wir uns erlauben, diese Schreiben hier einzuflechten. Sie lauten:

Herzallerliebstes Franzeln!

Schon der Anfang meiner Fahrt war sehr angenehm, um 4 Uhr bin ich hier angekommen und habe bis auf diesen Augenblick einen fatiguanden Augenschein eingenommen; jetzo stehen zwanzig Personen vor meinem Tisch um einen Vergleich wo möglich zu erzielen welches noch lange dauern wird, doch werde ich mein Möglichstes thun um nicht gar zu spät zu kommen, aber ich lasse nicht nach bis es verglichen ist, ich kann fast nicht mehr reden.

aber schönstes Weible!
das wichtigste:

hast Du mich auch gerne? Ich habe hundertmahl an Dich gedacht, auch daß Du meine Geduld beloben würdest, ja mein Franzeln ist mir immer vor Augen. Adieu Engel! ich küsse Dich tausendmal in Gedanken und bin von ganzen Herzen Dein bis in den Tod.

Adresse: der regierenden Herzogin meiner allerliebsten Frau in Stuttgart.

An einem Franziska-Tage:

Herzallerliebste Frau!

Jeder Tag ist Dir geweiht, doch besondere Fälle gestatten den Drang des Herzens in Vollerem, in mehr als gewöhnlichem maaß. Franziskens Nahme ist mir so angenehm, so wichtig, indem Ich Dir heute Geliebteste, die Gesinnungen erneuern darf, die mein Vor Dich so zärtliches Herz empfindet, mit ächter Wärme empfindet.

Wortgepräng, schmeicheley, fliehe auf immer, der treue Freund, Gatte, tritt an die Stelle, und mit dem aufrichtigen Herzenswunsch, die dein Edles benehmen mit Recht fordern darf, ruft Er Dir laut zu:

Bleibe ferner die Beruhigung meiner Tage

und

Mache Mich zum Glücklichsten der sterblichen

nemlich

Zum Werkzeug Deines Glückes.

so denkt so schreibt

am Franziska-Tage Dein ewig treuer

Carl H. Z. W.

Auch von der derben, scherzhaften Gemüthlichkeit des Herzogs, theilt Kerner in dem vorhin angegebenem Buche ein Beispiel mit, das uns wichtig scheint, weil es für manchen Zug der Härte und tyrannischer Schroffheit entschädigt. Der Autor erzählt:

Einst kam der Herzog in die Wohnung des Pfarrers B. zu H. Dieser gab sich für einen sehr frommen Mann

aus, war aber sehr geldgierig. Der Herzog wußte das, und als er seine Bibel bemerkte, die unter anderen Büchern im Bücherschrank steckte, zog er sie heraus, blätterte in ihr, legte heimlich ein Goldstück in dieselbe und stellte sie wieder an ihre vorige Stelle. Nach einiger Zeit kehrte der Herzog wieder beim Pfarrer ein. Sein erster Blick fiel auf die Bibel, die sehr bestäubt noch an der alten Stelle stand; er zog sie heraus und siehe da, das Goldstück fiel ihm aus ihr hervor in seine Hand! Liest er auch fleißig in seiner Bibel? fragte er den Pfarrer. Ihre Durchlaucht pflichtgemäß alle Tage. Sieh er, erwiederte der Herzog, da sagt er nicht die Wahrheit, sieh er, dies Goldstück legte ich ihm vor einem Vierteljahre in das Buch, und da ist es noch in ihm. Hätte er darin gelesen, hätt' er's gefunden, jetzt steck' ich's wieder ein. — Der Pfarrer sah dem Goldstück mit Aerger nach.

Am Barockesten und Seltsamsten zeigte sich der Herzog dagegen in der Art, mit der er die Jugend zu erziehen strebte. Die Erziehung nämlich, die Schule wurde das Steckenpferd seines Alters, nachdem er in seinen jüngeren Jahren auf so manchem anderen herumgetrottet war.

Die weit und breit berühmt gewordene Karls-Akademie, die er 1770 auf seinem Sanssouci, der sogenannten Solitüde, zur Erziehung verwaister Soldaten- und Offiziers-Söhne in sehr beschränkter Gestalt begründet, 1775 nach Stuttgart in ausgedehnterer Form verlegt und 1782 vom deutschen Kaiser zur Universität hatte erheben lassen, sollte die Pflanzstätte einer kommenden Generation werden, wie

Karl Eugen sie der Welt von Nutz und Frommen glaubte. Nicht der Körper allein sollte Montur und militairischen Takt erhalten, sondern auch der Geist. Nach der Ordre, nach dem Kommando die Jugend denken, empfinden, glauben und wissen lehren, das schien ihm das Heil der Zukunft. Die Individualität war ihm zuwider. Eine eigene Idee in sich tragen, galt bei ihm für das Zeichen eines excentrischen Kopfes, an dem er für nöthig hielt, so lange herumzuarbeiten, bis er sich in die allgemeine Form bequemte. Wo ihm dies nicht gelang, gab er Alles verloren. Er hatte keinen Sinn für das Genie. Es beunruhigte und incommodirte ihn. Er hielt es für gefährlich, für ein Staatsverbrechen.

Heinrich Laube in seinem beliebt gewordenen Drama „Die Karlsschüler" hat dieses Moment in dem Charakter Karl Eugen's unserem großen Schiller gegenüber auf das Schlagendste herausgestellt. Dieser unsterbliche Genius unserer Literatur, der aus dem Institut des Herzogs hervorging, wurde von diesem nur in so weit erkannt, als er das Element der Revolution in ihm witterte, das er für strafbar hielt und welches gleichsam unmöglich zu machen, das eigentliche Prinzip seiner Anstalt war. Die Vermessenheit dieses Vorhabens bestrafte sich durch die Erreichung des Gegentheils, denn es ist bekannt, daß aus der hohen Karlsschule hervor eine Masse Apostel der Neuzeit gingen, die die Welt nicht allein durch den Ruf ihrer Wissenschaft, sondern auch durch den Geist einer allgemeinen Staatsumwälzung zu Bewunderung und Antheil bewegten.

Wie die Rache des Schicksals erscheint es übrigens, daß Herzog Karl noch alle Gräuel der französischen Revolution erleben und unter ihren Stürmen sterben mußte. Er mußte sehen, daß er umsonst gedämmt, umsonst geistige Bollwerke hatte errichten wollen. Die gestauete Bewegung riß alle Schanzen nieder, die neue Zeit brach durch, trotzdem daß er ihre Trabanten verfolgt und in seine Kerker hatte werfen lassen. Sogar bis in die letzten Freuden seines Alters hinein, drängte sich die Revolution. Kerner erzählt, daß auf einem maskirten Hofballe, der zu Ehren der emigrirten französischen Prinzen gegeben wurde, auf einmal ein dumpfes Gemurmel durch den Saal lief, das die Hofleute bestürzt, die Emigranten blaß vor Zorn, selbst Franziska erbleichen machte, über ein ungeheures Evenement, von dem man nicht wußte, wie es der Herzog aufnehmen würde. Eine Maske nämlich, die sich als Kronos mit einer Urne in die Mitte des Saales aufgestellt, und zwei anderen Masken zur Seite Orakelsprüche vertheilte, hatte alle Welt um sich versammelt, weil man glaubte Galanterien, ein Bonmot oder Anspielungen auf etwaige Skandale zu erhaschen. Allein was bekam man in die Hände? Bruchstücke aus der Marseillaise, aus den Menschenrechten von Payne, aus den Reden Robespierres, die wüthendsten Grundsätze, die nur irgend im Convente ausgesprochen worden waren. Mitten im Wirrwarr, welche diese Entdeckung veranlaßte, flüchteten sich die Unbekannten, und die Emigranten warteten vergeblich an der Hauptthüre nachdem die Ruhestörer durch Seitenthüren

längst entkommen waren. Natürlich waren es Karlsschüler und Karl ging denn auch zu ihnen und hielt eine warnende Strafrede gegen die revolutionären Grundsätze, mit der er aber, wie Nachrichten aus jener Zeit melden, ausgelacht wurde. So weit kam es mit ihm! Mit Schrecken mußte er sehen, daß es ihm nichts geholfen, die freisinnigsten Männer seines Landes einsperren zu lassen.

Was gewann er z. B. durch die Gefangenschaft Schubart's, den er, weil ihm seine freisinnigen Gedichte und Aufsätze zuwider waren, hinterlistiger Weise in sein Land locken und zehn Jahre lang zu Hohen-Asperg unerhört im Kerker schmachten ließ? Was gewann er, fragen wir? Keinen Stillstand, keine Vernichtung der ihm gehäßigen Ideen, nichts als den Ruf eines Tyrannen und „des Sängers Fluch," den Ludwig Uhland dichtete und dessen Wirkung wir im Buche der Geschichte zum Theil in den Verwüstungen und der dürren Oede erblicken, die um seinen Namen herum gelagert liegt. Da wächst kein Lächeln des Glücks, kein Wunsch der Tugend, kein Herzschlag des Ruhms, keine Liebe der Familie. Da steht Alles vereinsamt und traurig. Hätte Karl Eugen nicht Franziska von Hohenheim gefunden, so gehörte seine Regierung mit zu einer der düstersten Partien der Würtembergischen Historie. Sie allein mit ihrem klugen, milden und versöhnenden Wesen, brachte den warmen Sonnenschein der Humanität durch die dicken Nebel seiner Laster und Irrthümer zum Durchschimmern über sein Land, so daß in demselben eine Art von politischem Nachsommer

entstand, der noch einige Früchte einer weiseren Staatskunst reifen machte.

Sehr zu bedauern ist es, daß zu der Charakteristik dieser liebenswürdigen Frau nicht hinreichendere Materialien vorhanden, als wir sie gefunden. Es müßte sehr interessant sein, Einzelheiten über ihr Leben mit dem Herzoge zu liefern, aus denen man die Sinnesänderung des Letzteren vielleicht motivirt und seine Besserung gleichsam im Prozesse sehen könnte. Hoffen wir, daß ein Biograph an Ort und Stelle das Versäumte nachhole und eine Schilderung gebe, die uns die Umstände unmöglich machten.

Die Herzoginnen von Cleveland und Portsmouth.

Was uns die Geschichte über diese beiden hervorragendsten Maitressen Karls II. aufbewahrt, ist leider ebenfalls nur wenig. Kaum daß wir erfahren, woher sie stammen, wer sie waren und was aus ihnen geworden. Merkwürdigerweise lassen uns hier die Englischen Historiker in derselben Verlegenheit, in der uns vielfach auch die Französischen und Deutschen ließen; nur, daß es aus einem ganz anderen Grunde geschieht. Die Französischen Autoren entstellten und verpfuschten die Berichte über die galanten Frauen ihrer Zeit durch Servilität und niedrige Speichelleckerei. Die Deutschen Schriftsteller aber thaten es aus Furchtsamkeit und verzagter Scheu. Bei den Englischen aber werden wir in Ungewißheit darüber gehalten durch eine gewiße pedantische Prüderie, welche die Schreiber der Landesgeschichte verhindert, sich näher auf ein so schlüpfriges Kapitel einzulassen. Sie eilen nur leicht und mit einer Art von Nichtachtung darüber hinfort, weil Keiner von ihnen sich dazu hergeben will, der Biograph einer Maitresse zu sein. Die Maitresse ist ihnen

die anstößige unanständige Person, der sie zwar eine gewisse politische Wichtigkeit zuzugestehen sich genöthigt finden, aber ohne sich dadurch auch nur im Geringsten bewogen zu fühlen, dieselben einer näheren Erörterung zu unterziehen.

Aus Mangel dieser Erörterungen werden unsere Angaben über die beiden obengenannten Damen denn auch nur sehr sparsam auszufallen im Stande sein. Wir werden nur die Hauptsachen, gleichsam nur die Umrisse, nicht das Detail dieser Personen angeben können, weil uns ihre Memoiren, ihre geheimen Geschichten, ihre skandalösen Chroniken fehlen. Und daß uns damit viel, ja, daß uns damit Alles fehlt, wird man uns zugestehen. Aus was sollen wir den Charakter, das Wesen, die Gemüthsart einer Cleveland, einer Portsmouth erkennen, wenn nicht aus den tausend kleinen Begebenheiten, Anekdoten und Witzworten, die entweder von ihnen selbst oder ihrer nächsten Umgebung herrühren? Aus den Historien von Lingard, Goldsmith, Mackintosh und anderen sonst in jeder Beziehung sehr tüchtigen Geschichtsschreibern vermögen wir das nicht zu thun. Vermögen wir es doch kaum, aus den Spezial-Geschichten Hume's, Burnet's und der „secret history of the court and reign of Charles the second, by a membre of his privy council." Sind doch auch darin die Nachrichten über die in Rede stehenden Frauen nur sparsam und gelegentlich eingestreut. Zwar wird uns von dem damaligen Hofe, von seinen Sitten, seinen Gebräuchen und nicht selten sogar von seinen Bonmots eine genaue, Zeit und Umstände sehr charakterisirende Aufzeichnung

gemacht, aber diese reicht doch bei weitem noch nicht hin, eine frappante Schilderung der einzelnen Individualitäten zu ermöglichen. Diese in ihrem Naturell zu enträthseln und zu erkennen, bleibt darum noch immer eine in einigermaßen genügender Weise kaum zu vollbringende Aufgabe, eine Aufgabe, vor deren Schwierigkeit auch wir erschrecken.

Die aus moralischem Stolz entstehende Prüderie der Englischen Autoren, obschon an und für sich höchst ehrenwerth und edel, ist uns hier noch bei weitem hindernder, als die niedrige Schmeichelkunst der Franzosen und die puerile Verzagtheit der Deutschen. Die Letztere läßt uns in Beziehung auf das Maitressenthum doch wenigstens ahnen und errathen; die Erstere definiren, und die blaße Wahrheit unter der prächtigen Schminke der Lüge erkennen. Aber die Englische Prüderie ist durchweg steril. Da hilft kein Studium, kein Kalkül, kein Spintisiren. Was da eben nicht ist, das ist nicht. Die Forschung steht hier vor einer Geschichts-Abtheilung, vor der es nicht hilft, durch das Schlüsselloch der Commentare, die Thürspalte der Memoiren und die Ladenritze der Skandalosa zu sehen. Die Wände, die Sessel, die Winkel sind leer. Die Englische Geschichtsschreibung hat die Maitressenwirthschaft, so viel es ging, desavouirt. Sie entschuldigt, sie beschönigt die Laster ihrer Könige nicht, dazu ist sie zu brav, zu honnet, zu freisinnigen Geistes, aber sie ignorirt sie, sie übergeht sie mit Schweigen, weil sie zu puritanisch, zu schämig ist.

Unter dieser Scham, die zwar schön, aber zugleich

doch auch kleinlich genannt werden muß, leidet das Werk, das wir auszuführen uns vorgenommen. Wir müssen uns, wo gerade das Spezielle von Wichtigkeit und Interesse wäre, an das Allgemeine und Große halten, an die Zeit, die Welt, an das Jahrhundert selbst.

Dieses Jahrhundert nun, das mit Recht in der Geschichte das Jahrhundert Ludwig XIV. und Ludwig XV. heißt, kann und darf mit Grund als das goldene Zeitalter des royalistischen Absolutismus angesehen werden. Auch in England hat es geherrscht; auch England hat seinen Augustus haben wollen. Aber der Rausch ist dort niemals so mächtig und von so langer Dauer gewesen, als im übrigen Europa. Ja, er fand von vornherein und im Kern seines Wesens sogar Widerstand dort. Die Revolution in England war nicht wie in Frankreich Rancüne und Rache für dieses Jahrhundert, sondern im Gegentheil, sie war ein Präservativ dagegen, ein blutiger Versuch es auf der Brittischen Insel unmöglich zu machen. Man sträubte, man wehrte sich dagegen, man wollte es nicht leiden. Der politische Instinkt des Englischen Volkes strebte seine Einbürgerung zu verhindern.

Dieses Verhinderungsbestreben wurde in England erleichtert durch die geringe Militairmacht, welche den Brittischen Regenten zur Verfügung stand. Der Englische Staat, durch das Meer vom Continente getrennt, war nicht genöthigt gewesen, die Vergrößerung der stehenden Heere in einem Grade wie die Reiche des Festlandes thun

mußten, mitzumachen. Er hatte im Verhältniß weniger Soldaten, als Frankreich, weniger als Oesterreich, ja, weniger als das damals sich erst noch entwickelnde Preußen. Dann aber, und das ist ein wichtiger Punkt, den auch M. Guizot in seiner Schrift „Warum ist die Revolution in England geglückt?" bedeutsam hervorgehoben hat, dann aber besaß das Englische Königthum weder auf dem Lande noch in den Städten die Macht einer wohlorganisirten Central-Verwaltung. Die Finanz-, Polizei-, Gerichts- und sogar zum Theil die Militair-Verwaltungen befanden sich mehr oder weniger in den Händen von meist ziemlich unabhängigen Lokal-Behörden, d. h. von Municipalbeamten, ganzen Corporationen oder einzelnen großen Landbesitzern, die alle ihre administrative Macht mehr im Interesse ihrer eigenen politischen Sache, als zum Vortheile des Königs oder des Parlamentes benutzten. Meistens thaten sie es sogar zum Nachtheil für beide.

Daß unter solchen Umständen das absolutistische Gelüst auf große Schwierigkeiten stoßen mußte, ist natürlich; ebenso, wie es begreiflich ist, daß es deswegen mehr unternehmend, als stark war. Es fehlte ihm von vornherein der Boden, auf dem es Fuß fassen konnte. Es mußte sich jeden Schritt Land mühsam erkämpfen und erobern, es fand die Prämissen nicht, die es in Frankreich und anderswo fand und ging darum zuletzt denn auch an den Anstrengungen, die es sich zugemuthet hatte, elend zu Grunde. Schon mit Jacob II. erlosch es, nachdem es bereits in Karl I. die eigentliche Wurzel verloren. Karl II.

war nur ein üppiger Schößling, der prächtig aufging, aber endlich doch auch dürftig verkümmerte.

Nichtsdestoweniger ist seine Regierungszeit für England der Glanzpunkt des Jahrhunderts, das wir in dem Maitressenwesen zu charakterisiren uns vorgenommen. In ihn hinein gehören auch die Herzoginnen von Cleveland und Portsmouth.

Ehe wir aber zu diesen beiden übergehen, wird nöthig sein, vorher einen Blick auf Karl II. zu werfen. Er war Cromwell's Häschern und dem Schicksale seines Vaters nur durch die Flucht entgangen. Während der Lord Protektor mit eherner Strenge über England herrschte, zog er lustig und wohlgemuth in Frankreich und Holland umher. Die blutige Erinnerung an seinen Vater störte seine Heiterkeit nur in geringem Grade. Ein witziger Einfall, ein Possenspiel, ein Bacchanal brachten ihn leicht über dieses traurige Ereigniß hinweg. Er war jung und liebenswürdig. Und vor allem, er machte Glück bei den Frauen. Die galanten Abenteuer, die Stelldicheine und Liebschaften bannten die Sorgen von seiner Stirne, die Thränen aus seinen Augen. Er putzte, schmückte und verliebte sich. Was kann ein verwiesener Prinz auch sonst noch thun? Er ist geboren, um König zu sein. Und wenn er dies nicht ist, nun gut, so hat er nicht nöthig etwas Anderes zu sein. Und etwas Anderes war Karl denn auch wirklich nicht. Er gab keinen Unterricht in der Geographie, er wurde nicht Reiter-Oberst in einem fremden Staate. Er zog umher und amüsirte sich. Und

dieses Amüsement wurde ihm von der Welt noch hoch angerechnet. Man applaudirte, man lobte es, man sah darin das energische Bestreben ein großes Unglück vergessen zu machen, das Unglück eben nicht König geworden zu sein.

Am Ende wurde er es aber doch. Der alte Cromwell war gestorben und das Englische Volk, der tristen melancholischen Puritanerexistenz müde, hörte mit Freuden von dem lustigen und vergnügten Leben seines Thron-Prätendenten. Ganz frei und unberührt kann eine Nation sich von dem herrschenden Geist seiner Zeit nicht erhalten. Auch die Englische vermochte es nicht völlig. Unmerklich theilte sich ihr der Enthusiasmus für das Königthum mit, der bei ihr nicht minder tumultuarisch und sinnlos wurde, als es bei den Nationen des Festlandes der Fall gewesen. Wie in Frankreich, Sachsen, Würtemberg, Preußen, so begann nun auch in England der Sankt Veittanz der Königsvergötterung.

Die Geschichtserzählungen jener Zeit können uns nicht genug berichten, von dem Pomp und den Liebesbeweisen, mit denen das gute Volk von England seinen zurückberufenen König Karl begrüßte. Man riß sich darum ihn zu sehen und die angesehendsten Leute der vereinigten drei Königreiche schlugen sich um die Ehre von den Fußtritten seiner Pferde betroffen zu werden. Karl selbst war erstaunt über die Begeisterung, mit der man ihn empfing. Mit Verwunderung dachte er daran, wie er vor einigen Jahren, auf demselben Eilande, das jetzt nicht aufhören konnte ihn

mit Jubelruf und Mützenschwenken zu bewillkommenen, verfehmt und verfolgt umherirrte, um ein Schiff zu finden, das ihn in die Fremde, nach Frankreich hinüber vor Tod und Vernichtung rette. Damals war ihm Cromwell, der düstre, blutige Lord-Protektor mit seinem Heere auf den Fersen. Er hatte seine Armee geschlagen, seine in Schottland gesammelten Regimenter zerstreut. Der Plan, sich sein Reich mit Waffengewalt zu erobern, war in Nichts vergangen. Beinahe hätte er sein Leben bei diesem Wagniß eingebüßt. Und nun wurde er ohne sein Zuthun zurückberufen und mit Entzücken begrüßt. Mußte ihm da die Vergangenheit nicht wie ein Traum erscheinen? Gewiß. Er hatte Recht, daß er mit Lächeln sagte: „Sollte man nicht meinen, es sei nur m e i n e Schuld, daß ich nicht früher zurückgekehrt bin! Wo ich die jauchzende Menge um mich her betrachte, bemerke ich Keinen, der meine Rückkunft nicht stets gewünscht zu haben scheint.“

Diese Rückkunft Karls II. geschah im Jahre 1660. Er war damals gerade dreißig Jahre alt, und nicht ohne Grund durfte das Volk vermuthen, das er, wie Shakespeares König Heinrich den Leichtsinn der Jugend und die Ausschweifung seiner Vergnügungen mit seiner Thronbesteigung hinter sich lassen werde. Geschah dies, so durfte man in der That Hoffnung auf die vielen vortrefflichen Eigenschaften setzen, die er besaß. Vor Allem hatte er einen geraden, guten Verstand, der ihn geeignet machte, die Lage der Dinge daheim und in der Fremde wohl zu erkennen. Auch war er sanft von Charakter und darum

im Stande, alle Menschen, die in seine Nähe kamen, durch die Liebenswürdigkeit seines Benehmens zu bezaubern. Gütige Worte und schöne Versprechungen zu machen, wurde ihm leicht. Ein gutes Gedächtniß und eine schnelle Fassungsgabe kamen ihm wohl zu statten; eben so ein hübsches Redner-Talent. In der Chemie konnte er für unterrichtet gelten und in allem, was die Schiffahrt betraf, war er Meister. Seine Laune aber und sein Witz sind zum Sprüchwort geworden.

Was Wunder also, daß man sich freute, ihn zum Herrscher zu bekommen? Sah er doch gut, menschenfreundlich und lustig aus. Nicht von Rache, Schaffot und Vergeltung sprach er; er sprach von Versöhnung, von guten Tagen und dem Glücke, das er über sein gutes England bringen wolle. Seines enthaupteten Vaters erwähnte er nicht, oder wenn er es that, so geschah es nur, um zu versichern, daß er über dessen Hinrichtung keine Rechenschaft fordern werde. Von Breda aus hatte er eine allgemeine Amnestie erlassen, von der er später speciell nur diejenigen ausnahm, die sich zum Richter über Karl den Ersten aufgeworfen und denselben zum Tode verurtheilt hatten. Es waren dies Harrison, Carew, Clement, Jones, Scrope und Scot, welcher letztere ein so glühender Republikaner war, daß er noch kurz vor der Rückkehr Karl des Zweiten im Parlamente rief, er verlange keine andere Grabschrift, als die, „Hier liegt Thomas Scot begraben, der den König zum Tode verdammte.“ Er und seine übrigen fünf Genossen wurden verurtheilt und hingerichtet.

Die Execution fiel noch in die ersten Tage des allgemeinen Jubels, welcher dadurch wenig gestört und jedenfalls gar nicht unterbrochen wurde. Er dauerte geraume Zeit fort und documentirte sich am Besten in der großen Appanage, welche dem Könige vom Parlamente als jährliches Staatsgehalt bewilligt wurde. Man genehmigte eine Million zweihundert tausend Livres-Sterling, eine Summe, die in dieser Beträchtlichkeit bis dahin noch keinem Könige von England zugekommen war. Nichtsdestoweniger aber finden wir Karl II. in ewiger Geldverlegenheit. Niemals reicht er aus, stets ist der Schatz geplündert. Um nur immer wieder das Nöthigste herbeizuschaffen, sieht er sich gezwungen Thorheiten über Thorheiten und selbst einige niedrige und gemeine Streiche zu begehen. So verkaufte er 1662 Dünkirchen an den König von Frankreich für 400,000 Livres-Sterling, eine Handlung, von welcher selbst der vorsichtige und mit außerordentlicher Mäßigung urtheilende Hume sagt, „daß sie eins der größesten Versehen, wenn nicht geradezu eine Schandthat seiner Regierung sei." Uebrigens ist es merkwürdig, fügt der ebengenannte Autor bei dieser Gelegenheit hinzu, daß man weder daheim noch in der Fremde die Wichtigkeit dieses Verkaufes einsah. Selbst Ludwig XIV., der sonst immer gut unterrichtet war, wo es seinen eigenen Vortheil betraf, wurde dieselbe nicht inne. Er klagte seinem Gesandten d'Estrade, wie aus dessen Memoiren hervorgeht, daß er einen unvortheilhaften Handel glaube abgeschlossen zu haben. Es war dies aber ganz und gar nicht der Fall, wie sich bald ge-

zeigt hat, und schon damals zu begreifen gewesen wäre, wenn man bedacht hätte, daß durch den Verkauf dieses festen Platzes, den Ludwig zu einem seiner bedeutendsten Seehäfen erhob, sowohl der Englische Handel um ein Bedeutendes verkümmert, als auch die politische Macht Brittaniens auf dem Continente beträchtlich verringert werden mußte. Beide verloren sie den festen Fuß, den sie auf dem Festlande mit dem Seeplatze Dünkirchens gefaßt hatten. Von hier aus konnten Waaren und Armeen leicht an's Land befördert werden, was von da ab ohne Alliirte natürlich nicht mehr möglich gemacht werden konnte.

Aber dies ist bei weitem noch nicht Alles, was Karl Schlechtes und Uebles that. Er ließ sich in seiner Geldnoth sogar zu öffentlichen Lügen vor dem Parlamente herab. Wenn er vor diesem um neuen Zuschuß bettelte und bei solcher Gelegenheit natürlich Rechenschaft von den früher bewilligten, außerordentlichen Geldleistungen zu geben hatte, so machte er sich gar kein Gewissen daraus, die Versammlung mit falschen Angaben zu hintergehen. Er berichtete da von Summen, welche auf die Flotte, das Heer oder sonst eine Institution des Staates verwendet worden sein sollte, in der That aber doch nur für seine Vergnügungen verschwendet worden waren.

Was ihm diese kosteten, ist unberechenbar. Weder die Million zweihundert tausend Livres-Sterling, die ihm bewilligt worden, noch die ihm auf außergewöhnlichem Wege zufließenden Reichthümer reichten hin die Ausgaben dafür zu decken. Auf immer neue Mittel und Wege mußte er

denken, sich Geld zu verschaffen. So kam es, daß er zuletzt ein ganz und völlig käuflicher Herrscher wurde. Er verkaufte seine Politik, seine Religion; sein Herz sogar verkaufte er.

Um mit dem Beweise für die letztere Angabe zu beginnen, führen wir an, daß er sich mit einer Prinzessin Katharina von Portugal vermählte, nur aus dem Grunde, weil sie ihm fünfhundert tausend Livres-Sterling und die Festungen Tanger in Afrika und Bombay in Ostindien zur Mitgift brachte.

Daß seine Frau nicht schön war, kümmerte ihn nicht. Auch daß man von ihr sagte, sie sei außer Stande Kinder zu haben, berührte ihn nicht. Er brauchte Geld und darum heirathete er sie. Wir glauben behaupten zu dürfen daß er deswegen auch nur Katholik geworden. Der Katholicismus war reich und konnte ihm immer neue Hülfsquellen eröffnen. Da gab es Unterstützungen vom Pabste, von den Jesuiten, von dem katholischen Frankreich. Schon als umherirrender Prinz hatte er das empfunden; die ihm halfen, borgten und vorschoffen, die Katholiken waren es. Was Wunder also, daß er die Religion seines Landes aufgab und katholisch wurde? Dem Katholicismus hatten sich die Stuarts von jeher zugeneigt. Es war ein alter Zug der Sympathie, der in seiner Familie lag. Er folgte ihm halb aus Berechnung, halb aus Hang. Sein leichtes Gemüth konnte sich in die strengen Grundsätze der anglikanischen Kirche nicht hinein finden. Der herbe und ernste Sinn, der darin herrschend war,

that seinen flatterhaften Gedanken weh. Er liebte Pracht, Glanz und vor Allem, er liebte die Vergebung, welche die katholische Kirche in so reichem Maaße für begangene Sünden zu spenden hat. Dann aber knüpfte ihn diese Religion auch an Frankreich, an Ludwig XIV., seinen hohen Gönner und Freund, der immer Geld in Bereitschaft hatte, um ihm aus der Verlegenheit zu helfen. Dafür überließ ihm Karl denn auch gerne seine ganze Politik. War sie hier und da aber wirklich einmal gegen die Absichten Ludwig XIV. gerichtet, so geschah dies doch eigentlich nur, um diesem noch größere Geldsendungen, als bis dahin stattgefunden, zu erpressen. Meistentheils oder fast immer jedoch war sie dem französischen Regenten zu Dienst und gleichsam in seinem Solde. Irgend ein unbekannter Geschichtsschreiber hatte den guten Einfall zu sagen: **Karl II.** besitzt ein Reich, aber sein Bruder regiert es. Richtiger aber würde diese witzige Bemerkung gewesen sein, wenn sie gelautet hätte: **Karl II.** besaß den englischen Staat, aber der König von Frankreich regierte ihn. Die Regierung Englands zu damaliger Zeit befand sich wirklich fast allein in den Händen Ludwigs XIV.

Am Schlagendsten tritt dies unter andern bei der Auflösung der sogenannten Triple-Alliance hervor, welche zwischen England, Spanien und Schweden geschlossen worden war, um Frankreich in Schach zu halten. Ludwig, den dieser Vertrag verdroß, weil er seinen Uebergriffen am Ende wirklich im Stande gewesen wäre Einhalt zu thun, ließ aus politischer Rancüne, um **Karl** zu compromittiren,

seinen Verbündeten zu entfremden und sich selber auf's Neue unterthan zu machen, alle geheimen Abkommen durch die Presse veröffentlichen, die zwischen ihm und dem Könige von England getroffen worden waren. In diesem Abkommen, das uns einen nicht unwichtigen Blick in die intriguante, perfide und nichtswürdige Kabinetspolitik jener Tage thun läßt, heißt es unter Anderem: daß die Zeit gekommen sei, sich an den Holländern, als an einer Nation zu rächen, die auffallend wenig Respekt vor den Königen zeige; daß, um dies Vorhaben auszuführen, der König von Frankreich sich mit dem Könige von England zusammengethan und daß in Folge dieses Zusammenthuns der sehr christliche König von Frankreich seinem Bruder in England verheißen habe seine absolute Macht über das Parlament zu bestärken und auf einen solchen Punkt zu bringen, daß es mittelst ihrer möglich werde, die katholische Religion in den drei Königreichen England, Schottland und Irland einzuführen und zu befestigen.

Die Veröffentlichung dieses Vertrages stürzte Karl in tausend Verlegenheiten. Das Volk wurde mißtrauisch, das Parlament entrüstete sich. Man fing an, den Maschinationen Karls vorzubauen.

Erschrocken darüber kam er selbst, um feierlich zu geloben, wie es in seiner Absicht sei Gesetze zu geben, denen zufolge der Thron von England von keinem katholischen Regenten eingenommen werden dürfe. Er glaubte mit dieser Phrase den Sturm zu beschwichtigen, unerwarteter

Weise aber brach er dadurch erst recht hervor. Ober- und Unterhaus verlangten einstimmig, daß die Mitglieder das Pabstthum förmlich abschwören und erklären sollten, wie sie es für nichts Anderes, denn eine eitle Götzendienerei erachteten.

Natürlich sollte nun auch der Bruder des Königs, der Herzog von York, der im Parlamente saß, diesen Schwur zu leisten haben, da er sich dessen aber weigerte und mit Thränen in den Augen bat, man möge hinsichts seiner eine Ausnahme machen, weil er außer Stande sei, etwas was er glaube, daß es speziell nur ihn und sein Gewissen betreffe, öffentlicher Beurtheilung zu unterwerfen, so versuchte man seine Ausschließung von der Thronfolge durchzusetzen.

Sicherlich würde diese Durchsetzung auch erfolgt sein, hätten Ludwig XIV. und seine eigentliche Geschäftsträgerin in London, die Herzogin von Portsmouth nicht gar zu schnell und offenkundig verrathen, wie sehr ihnen an dieser Ausschliessung gelegen war und was für verderbliche Absichten für England sie daran knüpften.

Wir werden diese Absichten im Verlaufe unserer Darstellung noch erörtern; hier wollen wir indeß nur anführen, daß, um sie zu realisiren, der französische König es weder an Bestechungen noch Gnadenbezeugungen fehlen ließ.

Wie Karl selbst fortwährend Geld von Ludwig empfing, so empfingen dies auch mehrere Häupter und Chorführer der Englischen Parteien in dem Parlamente. Es gab Lords

und Gemeine, welche Gnadengehalte und Pensionen von dem französischen Könige erhielten. *)

Diesen zum Trotz aber wehrte Karl noch einmal den gefährlichen Schlag vom Haupte seines Bruders ab. Sehr zu statten dabei kam ihm, daß die Verfechter der Ausschließung sehr ultrademokratische Grundsätze äußerten, was viele Lords nicht wenig erschreckte und dem Herzoge geneigt machte. Dieser entging freilich seinem Schicksale nicht. Er wurde später bekanntlich aus England verwiesen und starb in der Verbannung auf französischem Boden.

Sein Charakter, der strenger und ohne Zweifel auch bedeutender war, als der von Karl, artete im Gegensatz zu der Leichtfertigkeit und sinnlosen Verschwendung dieses Königs in Geiz, Härte und finsteres Mißtrauen aus. Wo der Erstere durch seine Frivolität, sein lustiges Leben fehlte, fehlte der Zweite durch seine Verschlossenheit und seinen düstern Ernst. Beide waren sie Extreme, die aus der Verwahrlosung guter Eigenschaften hervorgegangen. Der Eine hätte groß werden können durch Güte, der Andere durch Strenge. Aber eine schlechte Erziehung und der herrschende Geist des Jahrhunderts ruinirten ihre guten Fähigkeiten und machten sie dem Lande und schließlich ihnen selbst verderblich. Von diesem Verderben vermochten gute Freunde und tüchtige Minister, wie sie Karl z. B. zu Anfang seiner Regierung fand, leider nur wenig abzuwenden. Hyde, der zum Grafen von Clarendon ernannt

*) Siehe: Pourquoi la révolution d'Angleterre a-t-elle réussi? par M. Guizot. S. 69.

wurde, war ein ganz ausgezeichneter Staatsmann seiner Zeit und ein treuer Anhänger der königlichen Familie. Schon um Karl I. hatte er sich verdient gemacht; Karl II. verdankte ihm noch bei weitem mehr. Er war lange Zeit hindurch die Seele des Kabinets und mit allen Kräften seines Geistes darauf bedacht, die Thorheiten, Fehler und schlechten Streiche des lüderlichen Herrschers auszugleichen und, so weit es ging, wieder gut zu machen. Dabei hielt er auf die Freiheit und Verfassung des Landes, zähmte den Uebermuth des Adels und verschmähte jede unrechtmäßige Bereicherung. Daß er den wilden Genossen und den Maitressen des Königs ein Dorn im Auge war, läßt sich deswegen leicht begreifen. Sie ruhten denn auch nicht eher, als bis sie ihn in Ungnade und in eine schmachvolle Verbannung nach Frankreich brachten, wo er noch lange Jahre lebte und eine Geschichte des Englischen Bürgerkrieges schrieb, die als die beste gilt, die in damaliger Zeit darüber erschienen. Nach dem Rücktritte dieses ehrenwerthen Mannes fiel Karl mehr denn je in die Hände seiner frivolen Umgebung. Daß Alles, was er noch an guten Eigenschaften besaß, darin verloren ging, versteht sich von selbst. Sein Verstand verwahrloste aus Mangel an Fleiß; seine Güte, die von jeher mehr ein Ergebniß seines Leichtsinnes als die Folge einer Art von Charaktergroßmuth gewesen war, verwandelte sich in Indifferentismus. Sein wüster Humor ließ ihn seine Würde vergessen, und sein Hang zum Vergnügen überschritt alle Grenzen des Anstandes und der Sitte. Obwohl er noch

immer freundlich sein konnte, bemerkte man nun doch, daß er einer eigentlichen Freundschaft nicht fähig war. Er hatte, im Ganzen genommen, eine schlechte Meinung von Jedermann. Das Uebelste von den Menschen zu denken und vorauszusetzen, war ihm zu einer Gewohnheit geworden, die er wahrscheinlich deswegen angenommen, um damit leicht seine eigene Undankbarkeit und rücksichtslose Handlungsweise gegen Freunde und Untergebene zu beschönigen. Nie oder nur bei wenigen Gelegenheiten ließ er es sich einfallen, denjenigen, die sich für ihn aufgeopfert oder in's Unglück gestürzt hatten, ihre Hingabe und Uneigennützigkeit zu vergelten. Es lebten viele arme Leute in England, die Hab und Gut daran gesetzt hatten, Karl II. auf den Thron ihres Vaterlandes zurückzubringen, und die, da dies geschehen, gewahr werden mußten, wie er mit unwürdigen Günstlingen Tausende verschwendete, ohne für sie auch nur eine armselige Pension oder eine kümmerliche Gratification zu haben. Während seine Officiere und die ganze Armee vergebens auf die Besoldung warteten und weder Brot noch Kleider hatten, verschwendete er für Courtisanen und nächtliche Schwelgereien die ungeheuersten Summen. Eine geheime Geschichte seiner verbrecherischen Ausschweifungen berichtet, daß an einem Tage in jeder Woche, an welchem er seine Orgien zu begehen pflegte, tausend Livres-Sterling verausgabt wurden, und zwar lediglich zur Erzielung des allergemeinsten Sinnenreizes. Nackte Buhldirnen mußten verführerische Tänze und Gruppen aufführen, mußten als Bacchantinnen oder als strahlende

Houris erscheinen, mußten Göttinnen oder Mährchengestalten abgeben. Die Säle, in denen diese Feste begangen wurden, erschienen bald als tropische Gärten, bald als Felsschluchten, bald als Wolkenschlösser. Musik durchschwellte alle Räume, Duft durchwürzte alle Winkel. Daß es die auserlesendsten Speisen und Weine gab, versteht sich natürlich von selbst.

Der eigentliche Unternehmer und Veranstalter dieser nächtlichen Bacchanalien war der Herzog von Buckingham, ein zweiter Richelieu der Regentschaft. Von schönem Aeußern, edlen Formen und mit schlagendem Witze begabt, bestand seine Hauptunterhaltungsgabe in der Kunst, mit welcher er allen möglichen Menschen nachzuahmen verstand. Er besaß die gefährliche Gabe an allen, und selbst den ernsthaftesten Personen etwas Lächerliches zu entdecken und diese Entdeckung in ergötzlicher Nachbildung einer ganzen Gesellschaft zum Besten zu geben. Vermöge dieser perfiden Geschicklichkeit übte er den größesten Einfluß auf den König aus. Er compromittirte und blamirte damit jede Größe, jede Tugend, jedes Talent und nahm ihnen in den Augen Karls die Würde und Bedeutsamkeit, welche ihnen zu zollen gewesen wäre. Hauptsächlich grade seinen Bemühungen ist es zuzuschreiben, daß der Englische Regent eine so verächtliche Meinung von den Menschen bekam und zuletzt allen und jeden Respekt vor ihnen verlor. Der Sturz Clarendons ist gewiß zum größesten Theile sein Werk gewesen, wie auch er wohl es war, der den König veranlaßte, häufiger mit seiner Neigung zu Frauen zu

wechseln. Dieser Wechsel sicherte ihm seine Gunst und ließ ihm die Maitressen nicht gefährlich werden. Die Schauspielerinnen Davis und Nell Gwynne unter anderen Courtisanen, führte er wohl nur deswegen seinem gnädigen Herrn in die Arme, um die ihm zu mächtig gewordene Barbara Villiers in ihrem Einflusse zu beschränken. Daß sie ihn nichtsdestoweniger eine lange Zeit behauptete, zwingt uns, hier näher auf sie einzugehen.

Sie ergab sich dem Könige schon in der ersten Nacht seiner Wiedereinsetzung.*) Daß sie ein prächtiges, glänzendes Weib von Junonischer Schönheit war, bezeugen alle Berichte, die über sie vorhanden. Aber alle auch stimmen darin überein, daß sie maaßlos ehrgeizig, habsüchtig und voll niederer Leidenschaftlichkeit gewesen.

Ehre, Liebe, häusliches Glück galten ihr für nichts. Dies waren ihr, wie vielen andern, ja, man könnte sagen, wie aller Welt damals, lächerliche und banale Dinge. Der royalistische Taumel, welcher jene Zeit ergriffen hatte, zeigte seinen Wahnsinn auch darin, daß er glaubte, die Nähe des Thrones verkläre sogar das Laster und mache die Sünde vergessen, sobald sie nur ein Zipfel des Purpurs bedecke.

Auch Barbara Villiers glaubte das und scheuete sich deswegen nicht, sich blindlings in die Arme des Königs zu werfen. An der Seite ihres Mannes einem Lord

*) The secret history of the court and reign of Charles the second.

Palmer, schienen ihr Geist, Witz und eine Fülle von körperlichen Reizen, wie sie ihr eigen waren, verschwendet. Sie gab ihn deswegen ohne weiteres auf und sah es nicht ungern, daß er sich durch die Erhebung zum Grafen von Castlemaine über seine Schmach nicht täuschen, sondern öffentlich von ihr trennen ließ. Diese Trennung trug ihr den Titel einer Herzogin von Cleveland ein, als welche sie dem Könige rasch nach einander fünf Kinder gebar. Sie war eben wieder von einem Sohne entbunden worden, als Katharina von Portugal nach London kam, um sich mit Karl zu vermählen. Und obschon dieser dem Portugiesischen Gesandten versprochen, in Folge dessen sich von seinen Maitressen loszusagen, so verblieb er doch vor wie nach im intimsten Umgang mit ihr. Er hatte sogar die Rücksichtslosigkeit, sie seiner Gemahlin förmlich vor dem versammelten Hofe zu presentiren, worüber diese sich in dem Grade entsetzte, daß ihr das Blut stromweis aus Mund und Nase quoll und sie ohnmächtig hinweggebracht werden mußte. Dessenungeachtet blieb ihr zuletzt doch nichts anderes übrig, als dies schändliche Verhältniß ruhig sich gefallen zu lassen. Nachdem sie und die aus Portugal in ihre neue Heimath gefolgten Cavaliere vergebens getrachtet hatten den König andern Sinnes zu machen, ergaben sie sich drein und fanden zuletzt gar nichts Auffallendes mehr darin, daß Karl die Königin ganz öffentlich vernachlässigte und bei Bällen und im Theater nie mit ihr, sondern nur allein und ausschließlich mit seiner Maitresse beschäftigt war.

In welchem Grade er für diese eingenommen gewesen, bezeugt am Besten, daß er einmal an Clarendon, als dieser sich vom Hofe entfernt hatte, um nicht Zeuge dieser skandalösen Vorgänge zu sein, in klaren Worten schrieb: „Ich mag der unglückseligste Mensch dieser und jener Welt werden, wenn ich nur im Geringsten etwas nachgebe, indem, was ich über meine Lady Castlemaine beschlossen. Ich will und wünsche, daß sie wie meine Gemahlin erscheine und werde der Feind eines Jeden bis auf den letzten Augenblick meines Lebens sein, der mich in der Ausübung dieses Entschlusses auch nur im Geringsten zu hindern versucht. Ihr wißt, welch ein treuer Freund ich Euch gewesen bin, wollt Ihr mich aber Euch für ewig verpflichten, so helft mir mein Vorhaben ausführen, Ihr mögt darüber denken, wie Ihr wollt. Daß ich es auszuführen gesonnen bin, es komme, wie es wolle, dessen dürft Ihr versichert sein. Ich beschwöre Euch deswegen beim allmächtigen Gotte, wenn Euch an meiner Geneigtheit etwas gelegen ist, so mischt in diese Angelegenheit nichts von den Skandalen und den niederträchtigen Intriguen, die man gegen meine gute Lady Castlemaine spinnt, sondern sehet in Ihrer Ehre vielmehr meine eigene, die zu verletzen ich keinem gestatte, ohne sein geschworener Feind für ewig zu sein.“

Was den König in diese leidenschaftliche Extase versetzte, das waren hauptsächlich die Einflüsterungen, die von den Creaturen der Lady Castlemaine geflissentlich zu seinen Ohren getragen wurden. Die Gräfin ist eine Frau, hieß

es, welche die Hingebung und Aufopferung für den König schon von ihren Vorfahren ererbt hat. Ihr eigener Vater starb im Dienste der Krone. Sie selber aber trennte sich aus Liebe für den König von ihrem Gatten und kann nun auf der ganzen Welt, um der Schmach und Schande zu entgehen, keinen andern Zufluchtsort, als in seinem Schutz und in seiner Zärtlichkeit finden.

Diesen Zufluchtsort wollte ihr Karl nun auch um jeden Preis bewahren, schon darum, weil sie wirklich die Frau war, wie er sie allein gebrauchen konnte. Sie hatte Geist, wie aus Schilderungen über sie erhellt und wir selbst schon angegeben, Witz und vor allem sie war amüsant. Sie wußte ihn durch tausend Moquerien, tausend Späße und immer neue Abwechselung in seinem Vergnügen zu fesseln. Auch gestattete sie ihm wohl gern eine gelegentliche Untreue, wenn sie nicht zu weit ging und nicht zu lange dauerte. Soll sie doch selbst dem Könige nicht immer ganz treu geblieben sein. Burnet in seiner Geschichte erzählt, daß ihr launenhaftes Benehmen und die Abschweifungen ihres Herzens ihn oft auf Tage und Wochen in eine solche Aufregung versetzten, daß er die Herrschaft über sich selbst und jede Fähigkeit Staatsgeschäfte vorzunehmen verlor.

Als Karl II. 1672 ihrer Herrschaft müde, ein intimes Verhältniß mit einem Fräulein von Querouaille anfing und sie ernstlich zu vernachlässigen begann, ging sie mit den zusammengerafften Reichthümern nach Frankreich hinüber. Ob und wann sie dort gestorben, vermögen wir

nicht anzugeben, da uns alle näheren Nachrichten darüber fehlen.

Wir wenden uns daher sogleich zu dem eben angeführten Fräulein von Querouaille, welches mit der Herzogin von Orleans, der Schwester Karls nach London kam, und wie man sagt, von Ludwig XIV. eigends abgesendet gewesen sein soll, den Englischen König in sich verliebt zu machen.

Es gelang ihr dies in der That in einem solchen Grade, daß sie nicht allein zur Herzogin von Portsmouth ernannt, sondern wie einige Memoiren angeben, sogar zu seiner ihm im Geheimen angetrauten Frau erhoben wurde. Es liegen keine authentischen Beweise vor, welche diese Angabe bewahrheiten, wir müssen sie also dahingestellt sein lassen. Dagegen steht als ganz erwiesen vor Augen, daß sie auf die Politik Karls einen sehr beträchtlichen und mehr bemerkbaren Einfluß hatte, als die Herzogin von Cleveland. Am Hervorstechendsten zeigt sich dies bei der beabsichtigten Thronausschliessung des Herzogs von York. Für diese Ausschliessung interessirte sie sich nämlich besonders und wohl nur deswegen, weil nach der Entfernung des Staatskanzlers Hyde, der Herzog der Einzige war, der eine Art von Herrschaft über den König ausübte. Da diese Herrschaft aber nicht selten gegen die Vortheile Ludwig XIV. anging, so war nichts begreiflicher, als daß dieser ihn zu beseitigen und Karl ganz unumschränkt in seine Hände zu bekommen suchte. Burnet in der Geschichte seiner Zeit erzählt sogar, daß man

durch diese Ausschliessung, welche Karl die Macht gegeben hätte, sich, wie Heinrich VIII. einen Nachfolger zu wählen, beabsichtigte ein Kind der Herzogin von Portsmouth auf den Thron zu bringen. Dieser natürliche Sohn Karls II. sollte alsdann mit einer natürlichen Tochter Ludwig XIV. vermählt und der Thron Englands dadurch natürlich ganz und gar in Abhängigkeit von der Französischen Staatskunst gebracht werden.

Kam diese Intrigue, die einigen Parlamentsmitgliedern in ihrer Absicht doch wohl zu weit ging, nicht zu Stande, so gelang der Herzogin dagegen die Bildung eines Ministeriums, welches ihr und dem Könige von Frankreich mehr oder weniger ganz nach Willen war. Mit Hülfe dessen und den großen körperlichen Reizen, die sie besaß, wurde es ihr möglich sich bis zum Tode des Königs mächtig und in seiner Gunst zu erhalten. Sie blieb bis zum letzten Augenblicke um ihn und er empfahl sie und ihren Sohn noch im Sterben seinem Bruder auf das Angelegentlichste und Beste. Auch für seine übrigen Kinder und einige seiner früheren Maitressen bat er ihn Sorge zu tragen. Von der Königin, seinem Volke, seinen ergebensten Dienern ließ er keine Sylbe verlauten. Er starb im fünf und fünfzigsten Jahre seines Alters, im fünf und zwanzigsten seiner Regierung. Was die Geschichte von ihm aufbewahrt, ist wenig Gutes. Alle Historiker kommen darin überein, ihm Leichtsinn, grenzenlose Ausschweifung und die größesten Fehlgriffe in der Politik vorzuwerfen. Hume rügt auch mit Recht noch

den Mangel aller Liebe für die Talente, großen Geister und Poeten seiner Zeit. Es wirft einen großen Schatten auf das Gedächtniß Karls, schreibt er, daß er Beurtheilungskraft genug besaß, um den Werth des Genie's zu erkennen, nach allen Seiten hin Geld verschwendete, aber doch für die Künste und Wissenschaften auch nicht das Geringste zu thun sich entschliessen konnte.

Das schlagendste Urtheil jedoch über Karl II. hat Rochester in einer Grabschrift gefällt, die er dem Könige spottend in der Geschichte als Denkstein setzte. Es lautet: „Nie hat dieser König eine Dummheit gesagt, nie aber auch ein weises Wort gesprochen.“

Die Herzogin von Portsmouth ging übrigens, wie die Herzogin von Cleveland, nach Frankreich, wo sie, wie diese, für uns verschollen ist. Wir wissen von ihr nur noch, daß sie verbreitete, Karl sei vergiftet worden, und für diese Vergiftungsgeschichte nicht Wenige fand, die ihr Glauben schenkten.

Katharina die Zweite,
Kaiserin von Rußland.

Das Jahrhundert, das wir in unserem Werke in seinen Hauptmomenten zu schildern uns vorgenommen, zeichnet sich wie aus Allem hervorgeht und unsern Lesern seither gewiß auch klar geworden sein wird, besonders dadurch aus, daß die Frauen darin eine so vielbedeutende Rolle spielen. Die Frauen sind in den Zeiten Ludwig XIV. und XV. nicht nur die Königinnen der Herzen und die Heldinnen der Salons, sondern sie sind auch Gesandte, Minister, Staatsmänner und Regenten. Die Herzogin von Marlborough ist es, die zu London und die Prinzeß des Ursins, welche zu Madrid den Vorsitz im Kabinette führen. Die Aphra Behn war einige Zeit hindurch Englischer Botschafter in Holland und den Thron des Russischen Reiches nehmen fast ausschließlich und auf lange nur die weiblichen Herrscher ein. Die männlichen werden alle abgesetzt, in's Klöster gesteckt oder heimlich ermordet. Nur Katharina I., nur Elisabeth, nur Katharina II. erhalten sich.

Wenn wir in unserm Buche uns darauf beschränken, von den eben namhaft gemachten Kaiserinnen allein die

zuletztgenannte ausführlich zu besprechen, so geschieht dies einzig darum, weil gerade sie es ist, in der sich alle Tugenden und alle Laster eines weiblichen Regenten vereinigen.

Katharina II. ist eine großartige, aber zugleich auch eine furchtbare Frau. Irgend ein gutmüthiger Deutscher Archivrath, der 1797 bei Karl August Nikolai, dem Sohne, in Berlin einen „Abriß des Lebens und der Regierung der Kaiserin Katharina II. von Rußland“ herausgab, sagt in einem Briefe an Herrn ***, den er statt einer Vorrede mittheilt: „Die Beschäftigung mit dieser merkwürdigen und thatenvollen Geschichte ist für mich auf's neue von großem Vergnügen gewesen. Welch eine bewunderungswürdige Frau! habe ich öfter bei dem Ordnen der Materialien ausrufen müssen. Aber bei gewissen Stellen empfindet man freilich einen Schauder, und tröstet sich nur damit, daß man nicht weiß, ob sie Alles, was geschah, selbst befohlen habe.“

Wir haben schon mehrfach Gelegenheit gehabt von dieser trostreichen Art, mit welcher unsere Deutschen Historiker Geschichte zu schreiben pflegten, Beweise zu geben. So ein vaterländischer Biograph königlicher Helden und Potentaten ist der sonderbarste Kerl, den es geben mag. Wo es irgend etwas zu loben und zu preisen giebt, da nimmt er die Backen außerordentlich voll. Da ist er ganz Hingabe, ganz Begeisterung, ganz muthvoller Vertreter seiner Aussage. Aber sobald es eine Schwäche zu rügen, einen Fehler zu tadeln giebt, da sehe man zu, wie er sich kleinlaut dreht und windet, wie er beschönigt, wie

er vertuscht. Er schaudert, ja, wie es unser vorhin erwähnter Archivrath thut, aber statt sich von diesem Schauder anfeuern zu lassen, der Sache auf den Grund zu kommen, wendet er sich verschüchtert ab, seinen Trost in der Entschuldigung suchend, daß man doch eigentlich nicht genau wisse und kenne, wie die Dinge zusammenhängen. Dieser Zusammenhang wäre auch nie gefunden worden, würde die Geschichte nur von den Deutschen geschrieben worden sein. Bei all dem Hange zur Gründlichkeit, welcher den Deutschen eigen ist, hätte man dennoch über gewisse Personen und Zustände der Historie niemals in's Klare kommen können, wären nicht die leichtfertigen, frivolen Franzosen da gewesen, die bei aller Oberflächlichkeit, mit der sie die Sachen zu betrachten gewohnt sind, doch zugleich die Leidenschaft für die Ergründung ihrer Motive besitzen. Diese Leidenschaft mag allerdings mehr ihren Grund in der Neigung zum Skandale, als in der zur Wahrheit haben. Es ist wenigstens oft genug behauptet worden und wir wollen dieser Behauptung nicht geradezu widersprechen, obschon wir einige Ursache dazu hätten. So viel aber steht trotzdem fest, daß die Franzosen für die Partikulargeschichte von jeher mehr als alle andern Nationen der civilisirten Welt geleistet haben. Im Pragmatismus der Geschichte, in der philosophischen Betrachtung über dieselbe, stehen wir höher und großartiger da, aber in der Detaillirung, in dem Memoirenmäßigen bleiben wir weit zurück. Uns fehlt der Blick in die Scenerie, hinter die Koulissen; wir sehen die Historie nur in

ihren Staatsaktionen, nicht im Boudoir der galanten Frauen, nicht im Oeil de Boeuf der Könige.

Vielleicht giebt es Menschen, die das Erstere für wichtiger und bedeutsamer halten. Und würdiger ist es gewiß. Aber in dieser Würde freilich erschöpft sich die Geschichte nicht. Man ist längst übereingekommen, daß in ihr die kleinsten Ursachen die größesten Wirkungen haben können. Und wenn diese großen Wirkungen auch die Geschichte bilden, so machen sie sie doch lange nicht aus. Das Was befriedigt nur die Laien; der Eingeweihte, der Forscher, der denkende Geist verlangt auch das Wie zu kennen. Ihm genügt nicht das Produkt, er muß auch den Prozeß erfahren. Und der Prozeß, das gerade ist das Fach der Franzosen. Darin sind sie geübt, darin sind sie Meister.

Das Leben der Katharina beweist uns dies auf's neue. Ich könnte eine ganze Reihe werthvoller Schriften über sie anführen. Aber wie ich von Deutschen nur die eine in Berlin erschienene meiner Schilderung zu Grunde legen will, so nehme ich auch nur eine Französische und zwar die von de Castera,*) welche mit der Deutschen in einem und demselben Jahre edirt worden ist.

Sie giebt einen sehr ausführlichen und aller Wahrscheinlichkeit nach auch ziemlich genauen Abriß von dem Leben und den Thaten der Kaiserin. Der Autor hat jenen Schauder, von welchem der Deutsche Verfasser spricht, wohl

*) Vie de Catherine II., impératrice de Russie. A Paris. An V. de la republique (1797).

auch gefühlt, aber nicht wie dieser ist er davon erschreckt und verschüchtert worden. Im Gegentheile, mit sicheren, scharfen Strichen legt er die schwarzen Flecke bloß, die sich in der Geschichte jener Frau befinden und welche auch nur flüchtig zu lüften unser treuherziger Archivrath sich nirgend beikommen ließ. Hauptsächlich und mit unverholenem Freimuth schildert Castera die Wirthschaft der Günstlinge, welche der Deutsche Schriftsteller ganz mit Stillschweigen übergeht und die nichtsdestoweniger doch so in das Große und Maaßlose getrieben ist, daß die Wirthschaft der Maitressen unter den beiden Ludwigs in Frankreich fast wie unbedeutend dagegen verschwindet.

Es ist bekannt, daß Katharina folgende Günstlinge hatte: Soltikoff, Stanislaus Poniatowsky, Gregor Orlow, Schkurin, Iwan Betzkoy, Andreas Tscheruitschew, Alexander Wassiltschikow, Gregor Potemkin, Peter Sawadowsky, Alexander Besborocko, Sorizsch, Korsakow, Alexander Lanskoy, Alexander Yermolow, Alexander Wamonow und Platon Subow. Und doch sind dies nur die, die einigermaßen hervorragend und von politischem Einflusse waren. Außerdem pflegte sie noch leiblichen Umgang mit einer Menge anderer Männer, deren Namen und Geschichte dunkel geblieben. Die große Katharina nämlich verschmähte es durchaus nicht sich Bediensteten der niedrigsten Art, Kutschern, Ofenheitzern und andern Menschen so genannter gemeiner Abkunft hinzugeben, wenn sie irgendwie an ihrem Körper Eigenschaften und Reize entdeckte, die ihre sinnlichen Begierden weckten.

Ein Buch „Russische Günstlinge" betitelt, das 1809 zu Tübingen in der L. G. Cotta'schen Buchhandlung erschienen, giebt, wenn auch nur eine sehr schüchterne und andeutungsweise verfahrende, doch immer sehr schätzenswerthe Mittheilung darüber. Castera führt am Schlusse seines Werkes eine Zusammenstellung der Summen an, welche Katharina II. an ihre Günstlinge verschwendete. Sie beläuft sich seiner Angabe nach auf ein Totale von 88,820,000 Rubel.

Hiergegen kommen nun freilich weder die Französischen Ludwige, noch Karl II., am allerwenigsten aber Friedrich August von Sachsen und Friedrich Wilhelm II. von Preußen auf. Diese vielmehr stehen in ihrer Verschwendung sowohl, wie in ihren Ausschweifungen weit hinter Katharina II. zurück. Keiner von ihnen auch hat das Maitressenthum zu einer solchen Art von Hofceremoniel gemacht, wie sie dies mit der Günstlingenschaft gethan. Diese Günstlingenschaft wurde unter ihr gleichsam eine nothwendige Hofstaatscharge, ein Posten, der seine ganz bestimmten Bedingungen und Concessionen hatte.

Sobald Katharina sich einen Günstling ausgewählt, wurde derselbe zu ihrem Adjudanten ernannt, in welcher Eigenschaft er immer um sie sein und sie überall hin begleiten mußte. Er bewohnte in ihrem Palaste Zimmer, die unter den ihrigen lagen und zu welchen eine verborgene Treppe führte. Am ersten Tage seiner Gunstbestallung erhielt er ein Geschenk von 100,000 Rubel und außerdem war es eingeführt, daß er am ersten Tage eines

jeden Monats 12,000 Rubel auf seiner Toilette fand. Der Hofmarschall war beauftragt ihm einen Tisch von täglich vier und zwanzig Couverts zu unterhalten und Alles anzuschaffen, was sonst zum Haushalte gebraucht wurde. Dafür war der Favorit benöthigt die Kaiserin nie zu verlassen. Nie durfte er ohne besondere Erlaubniß seiner Herrin aus dem Palaste gehen, und mit anderen Frauen, als mit ihr, irgend einen Umgang zu haben, war ihm nicht gestattet. Wenn er zu irgend einem seiner Freunde speisen gehen wollte, so mußte Katharina die Gewißheit haben, daß Keine und auch die Dame des Hauses nicht, bei dem Diner zugegen sei.

Jedesmal, wenn die Kaiserin ihr Auge auf einen Mann geworfen hatte, den sie Lust verspürte, zu ihrem Günstlinge zu erheben, wußte sie es zu veranlassen, daß er bei einer ihrer vertrauten Damen zu Mittag eingeladen wurde. Bei dem Mahle erschien sie dann, wie von ohngefähr, um ihn sich näher zu betrachten und einer genauen Prüfung zu unterwerfen. Fiel diese Prüfung günstig aus, so deutete dies ein Blick der Vertrauten an, welche alsdann auch keine Minute versäumte, dem Glücklichen seine Erhebung zu verkünden. Ein Arzt, der in seine Wohnung kam, um sich von seinem Gesundheitszustande zu überzeugen, war die erste Gewißheit seiner Erwählung. Nachher bezog er sofort die Gemächer in der sogenannten Heremitage.

Castera erzählt, daß diese Formalitäten zuerst bei der Wahl begann, die Potemkin traf. Nachher sind sie stets

in Gebrauch gewesen und bei allen Günstlingen nach ihm in Anwendung gebracht worden.

Ehe wir aber nun von den Günstlingen sprechen, ist es doch wohl nöthig, daß wir zuvor Katharina selbst etwas näher in's Auge fassen.

Katharina Alexejewna hieß ursprünglich eigentlich Sophia Auguste Friederike und nahm diesen ersteren Namen erst bei ihrer Vermählung mit dem Großfürsten Peter Feodorowitsch an. Ihr Vater war Prinz Christian August von Anhalt-Zerbst-Dornburg, damals General-Major in Preußischen Diensten und Kommandant der Stadt und Festung Stettin. Er hatte sich mit einer Holsteinischen Prinzessin vermählt und mit dieser zwei Kinder, einen Sohn und die in Rede stehende Prinzessin Sophia erzeugt. Diese Letztere wurde am zweiten Mai 1729 zu Stettin geboren und daselbst von ihren Eltern sehr einfach aber mit Sorgfalt erzogen. Man erzählt, daß sie schon sehr jung sich durch Verstand und lebhaften Sinn ausgezeichnet habe. Anmuth und Freundlichkeit sollen ihr besonders eigen gewesen sein. Unser gutmüthiger Archivrath berichtet, daß sie der Liebling der ganzen Stadt gewesen und hebt als einen besonderen Ruhm hervor, daß ihre Familie sie gut bürgerlich „Fieke" genannt habe.

Bis zu ihrem fünfzehnten Jahre blieb sie in Stettin, nur dann und wann einmal einen Ausflug nach Berlin, Hamburg, Braunschweig, Dornburg oder Zerbst machend. 1724 ging sie mit ihrer Mutter nach St. Petersburg, um sich Peter Feodorowitsch antrauen zu lassen.

Dieser Peter Feodorowitsch hieß eigentlich Karl Peter Ullrich und war Herzog von Holstein-Gottorf. Die Kaiserin Elisabeth, welche ohne legitime Nachkommen war, hatte ihn am 16. November 1742 als ihren Schwestersohn und nächsten Anverwandten nach einem von Peter I. eingeführten Gesetze über die freie Ernennung eines Nachfolgers zum Großfürsten von Rußland erkoren. Als solcher sollte er nun, da er sechszehn Jahr alt geworden, verheirathet werden. Sophie Auguste Friederike war die Prinzessin, die man ihm auserwählte. In Moskau sah sich das Brautpaar zum ersten Male. „Wer kann sagen, mit welchen Empfindungen, mit welchem ersten Eindrucke?“ fragt unser Deutscher Biograph, indem er ganz schüchtern daranfügt, „obgleich man nachher erzählt hat, daß es kein liebevoller Eindruck gewesen.“

Unser Französischer Autor dagegen berichtet, daß die jungen Leute sich zuerst nicht ohne gegenseitiges Wohlgefallen aneinander zu finden, gesehen hätten. Er schreibt, daß der Widerwillen, welchen Katharina gegen Peter gezeigt, erst später, kurz vor der Heirath bei ihr und zwar nach einer schweren Krankheit des Großherzogs entstanden sei. Die Blattern nämlich, die er in sehr bösartigem Grade durchzumachen hatte, sollen ihn sehr verändert und häßlich gemacht haben. Das Portrait aber, das von Peter III. vorhanden, zeigt von dieser Häßlichkeit eigentlich wenig auf. Sein Gesicht ist nicht schön, doch auch nicht widerlich. Er sieht nur unbedeutend und leer aus. Daraus also scheint sich die Abneigung, welche Katharina deutlich

genug gegen ihren Gemahl an den Tag gelegt hat, nicht zur Genüge zu erklären. Darf man Castera trauen, so entstand sie gewiß aus einem anderen Grunde.

Dieser Schriftsteller nämlich giebt an, daß eine körperliche Unvollkommenheit Peter verhindert habe, das Beilager der That nach zu vollziehen. Er theilt in seiner Geschichte mit, daß der unglückliche Ehemann sich erst dann entschlossen habe, dieses Uebel durch eine Operation heben zu lassen, als es bereits zu spät gewesen und ihm ein Anderer lange bei seiner jungen sinnlich angeregten Frau zuvorgekommen war.

Dieser erste Günstling der Katharina nannte sich Soltikoff und bekleidete das Amt eines Kammerherrn bei dem Großfürsten. Er war, wie es heißt, ein schöner, verführerischer Mann, mit einer Bildung, die über die gewöhnliche des Russischen Adels weit hinaus ging. Als besonders bewandert galt er in der Französischen Literatur, von deren Haupterzeugnissen er das Meiste auswendig gelernt hatte und mit einer sehr angenehmen und wohlklingenden Stimme vorzutragen verstand. Obgleich noch sehr jung, rühmte er sich doch schon vieler Eroberungen im weiblichen Herzen. Weswegen es denn auch als kein Wunder angesehen werden darf, daß er seine Augen bis zu der jungen Großfürstin erhob. Er kannte den Hang, den diese zum Vergnügen hatte und wußte auch die Ursache, welche die Quelle dieses Hanges war. Der Großfürst machte seiner Umgebung kein Geheimniß aus seinem Gebrechen oder konnte ihr keines daraus

machen. Daß aber eine junge, gesunde, in der Fülle ihrer Natur dastehende Frau der Bälle, der Feste, kurz der Lust und des rauschenden Taumels bedurfte, um darin die Regungen und Versuchungen ihres sinnlichen Temperamentes zu ersticken, konnte er sehr leicht errathen. Und welcher Mann, der ein solches Räthsel des weiblichen Herzens gelöst hat, machte sich die Lösung desselben nicht zu Nutze? Soltikoff wenigstens war nicht der Mann es zu unterlassen. Er brauchte das Vergnügen, in der sich Katharina vor ihrer Sinnlichkeit rettete, um sie darin erst recht derselben zuzuführen. Alle Festlichkeiten, alle ländlichen Bälle und Gondelfahrten, die er den Großfürsten auf dessen Lustschloß Oranienbaum veranstalten ließ, benutzte er als Gelegenheiten, sich Katharinen zu nähern.

Castera erzählt darüber einen ganzen Roman, auf den wir hier nicht weiter eingehen wollen. Wir begnügen uns daraus anzuführen, daß er den Angaben des Französischen Schriftstellers nach von Folgen gewesen. Um durch diese nicht die Großfürstin zu compromittiren, heißt es nun, habe Soltikoff es durchzusetzen gewußt, daß die Kaiserin Elisabeth endlich die Heilung des Großfürsten befehlen ließ. Man überraschte demzufolge Peter, als er sich in halbtrunkenem Zustande befand, um die Operation an ihm zu vollziehen. Als sie glücklich von Statten gegangen war, lag nichts im Wege, den Sohn, welchen Katharina später gebar, für den seinigen gelten zu lassen. Er wurde Paul Petrowitsch genannt, und Soltikoff abgesendet, seine Geburt dem Könige von Schweden anzu-

zeigen. Nachdem der glückliche Günstling sich seines Auftrages entledigt hatte, wollte er spornstreichs nach Petersburg zurück, um sein Verhältniß mit der Großfürstin fortzusetzen. Allein da dasselbe zuletzt doch ein wenig gar zu offenkundig geworden, so zog es die Kaiserin Elisabeth vor, ihn als bevollmächtigten Minister nach Hamburg zu senden. Hier blieb er bis zu der Zeit, in der Katharina den Thron bestieg. Ihre Neigung zu ihm aber war da längst erloschen; obschon sie zuerst allerdings alle nur möglichen Anstrengungen gemacht hatte, ihn an den Hof zurückzubringen. Als ihr dies jedoch nicht glückte, tröstete sie sich darüber in einer Neigung, die sie zu Stanislaus Poniatowsky faßte.

Dieser junge Graf, dem Katharina später den Polnischen Thron gegeben und auch wieder entzogen hat, war ein armer Polnischer Edelmann, der außer einem schönen Gesichte und einer Brust voll Ehrgeiz eigentlich nichts besaß, was ihn zu dem Glücke berechtigt hätte, das er, von vaguen Hoffnungen getrieben, zuerst in Deutschland, dann in Frankreich und endlich in England suchte. Von London aus kam er mit einem Baronet Williams, der als Englischer Gesandter nach Rußland ging, nach Petersburg. Dieser Baronet Williams hatte eine große Freundschaft zu dem jungen Abenteurer gefaßt und nahm ihn daher, um sich nicht von ihm zu trennen, an den Hof, wo er seinen Posten bekleiden sollte, mit. Hier schloß Poniatowsky sich ohne irgend einen Titel zu führen, der ihn an die Gesandschaft knüpfte, an das Kabinet des Ministers an;

und obschon es durchaus nicht seine Absicht war sich zum Diplomaten auszubilden, versah er darin doch das Amt eines Secretairs.

In dieser Stellung konnte es ihm nicht fehlen, in die Nähe der jungen Großfürstin zu gelangen. Und diese, in die Frivolitäten und Intriguen eines verbotenen Umganges bereits eingeweiht, verlangte und wünschte nichts sehnlicher, als sich ihnen auf's neue hinzugeben. Ihr Gatte langweilte sie und konnte ihr in keiner Weise genügen. Das Beispiel der Elisabeth aber feuerte sie an. Sie sah diese Kaiserin aus den Umarmungen des einen Mannes, in die des andern eilen, sie sah die gemeinsten Orgien, die alleranstößigsten Skandale sich täglich unter ihren Augen ereignen. Was Wunder also, daß sie anfing, sich über ihre eigenen Ausschweifungen keine Vorwürfe mehr zu machen und sich ohne Skrupel und Rückhalt der Befriedigung ihrer sinnlichen Begierden hinzugeben.

Den Umgang mit Poniatowsky suchte sie schon kaum mehr zu verheimlichen. Dieser Günstling verließ sie fast keinen Augenblick und war Tag und Nacht in ihrer Umgebung, so daß wohl nicht mit Unrecht angenommen worden ist, er sei der Vater eines zweiten Kindes, welches die Großfürstin gebar und das kurz nach seiner Geburt verstarb.

Der Großfürst selbst schien dieses Glaubens zu sein und klagte deswegen seine Frau der Untreue bei der Kaiserin an. Diese suchte Poniatowsky zu entfernen und schickte den Kanzler Bestuscheff, der das Verhältniß der

Liebenden begünstigt haben soll, nach Sibirien. Kaum aber war dies geschehen und die Eintracht so gut es ging auf der einen Seite hergestellt, so fing der Unfriede auf der andern an.

Peter Feodorowitsch nämlich begann nun auf einmal selbst in den Fehler zu verfallen, den er noch so eben bei Katharina verurtheilt hatte. Ohne alle Scheu und Rücksicht ließ er sich in ein Verhältniß mit Elisabeth Romanowna Woronzoff ein. Castera sagt von ihr, daß sie weder Geist noch Grazie, am allerwenigsten Schönheit besessen. Was den Großfürsten an sie fesselte, das war dem Ausspruche dieses Autors nach, nichts, als die Bereitwilligkeit, mit welcher sie seinen Wünschen entgegen kam und ihre Launen, mit denen sie ihn amüsirte.

Nichtsdestoweniger war seine Neigung zu ihr so groß, daß er ohne sie fast keine Stunde verleben konnte und im Umgange mit ihr, all die Rücksichten vergaß, die er sich selbst und seiner Tante schuldete.

Diese wurde über sein Benehmen auch in einem solchen Grade aufgebracht, daß sie, wie man sagt, damit umging, ihn von der Nachfolge auf ihrem Throne wieder auszuschliessen. An einem Abende, als der Großfürst mit seiner Maitresse in Oranienbaum war, ließ die Kaiserin plötzlich eine große Theatervorstellung ansagen und dazu besonders ihre getreuen Garden einladen. Diesen brachte sie in großem Aufzuge den kleinen Paul Petrowitsch entgegen, ihn ihren greisen Kriegern als denjenigen Sprößling ihrer erlauchten Familie aus der Loge auf den Ar-

men vor Augen haltend, der dazu bestimmt sei künftighin den Thron von Rußland einzunehmen.

Die Truppen jauchzten dieser Anrede enthusiastisch entgegen und, hätte Elisabeth die Thronausschliessung Peter's in diesem Augenblicke ausgesprochen, so würde er nie und vielleicht zu seinem Glücke darauf gelangt sein. So aber ging die Kaiserin nicht weiter. Man weiß nicht, ob sie dem Großfürsten nur drohen wollte oder ob sie sich weitere Schritte noch vorbehielt, die auszuführen der Tod sie verhinderte. Erzählt aber wurde damals, daß die Kaiserin Elisabeth die Amme, welche den Prinzen Paul Petrowitsch säugte, bestochen und bewogen habe, an die Stelle des Kindes von der Großfürstin eines von ihren eigenen, das sie mit Razumoffsky erzeugt, zu setzen. Darum hieß es, habe sie den Großfürsten entthronen und diesen vermeintlichen Paul Petrowitsch zum Nachfolger wollen erwählen lassen.

Castera und mehrere andere Historiker aber widerrufen dieses Gerücht und stellen es als ein bloßes Mährchen dar. Katharina aber so viel steht fest, merkte sich das Mannöver der Kaiserin und wendete es später an, um ihren Gatten zu stürzen und sich selbst zur Herrscherin zu machen.

Als am fünften Januar 1762 Elisabeth, von ihren Ausschweifungen zu Grunde gerichtet, plötzlich starb, flammte in Katharina sogleich der Gedanke auf, sich zu ihrer Nachfolgerin zu machen. Die Verdrängung ihres Gatten, der als Peter III. den Thron bestieg, konnte eben

nicht als gar zu schwierig gelten. Abgesehen davon, daß er eben nicht viel Geist besaß und ziemlich schlecht erzogen und wenig gebildet war, besaß er auch schon darum die Liebe der Russen nicht, weil er die Ausländer und besonders die Deutschen sehr zu begünstigen angefangen hatte. Seine Haustruppen waren Deutsche, meist Holsteiner, die er genau nach dem Reglement exerzieren und nach den Vorschriften halten ließ, die Friedrich der Große in seine Armee eingeführt hatte.

Die ersten Tage seiner Regierung setzten zwar alle Welt in Erstaunen. Er rächte sich an Niemanden, obschon er sehr gut wußte, wer die Personen waren, die ihm am Meisten in der Umgebung seiner Tante geschadet. Viele Tausende, die unter der vorhergehenden Regierung nach Sibirien verwiesen worden waren, setzte er in Freiheit. Den Krieg, welchen Rußland gegen Preußen führte, gab er auf, weil er, wie unser Archivrath sagt, „mit zu vieler Anstrengung und Aufopferung und ohne richtige Politik unternommen war," was übrigens ein totaler Irrthum unseres Biographen ist. Rußland fühlte schon damals sehr richtig, daß das Heil seiner Politik nur im Anschluß an Oesterreich und dem Widerstande gegen Preußen zu finden sei. Diesen Widerstand hatte damals Elisabeth gegen Friedrich den Großen geleistet, so viel es in ihren Kräften stand. Daß Peter III. ihn aufhören machte, war ein politischer Mißgriff, den er wohl nur deswegen beging, weil er überhaupt nur wenig von der Staatskunst verstand und blindlings für den Preußischen

König eingenommen war. Diese Verblendung kam Preußen unter den damaligen Verhältnissen sehr gut zu statten und man mag sie, vom Preußischen Standpunkte, der hierbei auch der unsere ist, immerhin glücklich finden, nur muß man dabei nicht die Einsicht Peters loben, denn diese hat sich dabei gerade am allerwenigsten bewährt. Mehr und treffender dagegen können wir sie in anderen seiner Maaßregeln erkennen, z B. in der Abschaffung der furchtbaren „Geheimen Kanzellei" bei dem Kriminalgericht welche seine Nachfolgerin, als sie des Kaisers Ukase darüber bestätigte sehr richtig „die Geheime Inquisitions-Kanzlei nannte," ein verfolgender und lichtscheuer Gerichtshof, bei dem alle Gräuel der unbestimmten Angeberei und einer Untersuchung ohne rechtliche Formen herrschte".

Alexis Michaelowitsch, der Vater Peter des Großen war der Errichter dieses tyrannischen Tribunals, das den Auftrag hatte alle die des Hochverraths Angeklagten zu verhören oder vielmehr zu verurtheilen. Denn der leiseste Verdacht, wenn nicht die bloße Anklage allein reichte hin den Verdammungsspruch nach sich zu ziehen. Die rechtschaffendsten, ehrsamsten Personen wurden eingezogen. Kein Geschlecht, kein Alter war sicher gestellt vor den Torturen dieses Gerichtshofes, der mit einer Härte und Grausamkeit verfuhr, wie sie fast ohne Beispiel sind.

Daß die Aufhebung dieser Kanzlei die allgemeinste Freude erweckte, läßt sich denken, aber sie wurde noch gesteigert diese Freude, durch einen, für die damaligen

Verhältnisse Rußlands nicht unbeträchtlichen Grad gesetzlicher Freiheit, welche Peter III. dem Adel dadurch ertheilte, daß er ihm erlaubte seine Güter zu verkaufen, außer Landes zu gehen und selbst in ausländische Dienste zu treten.

So gut, so segensreich jedoch auch alle diese Verordnungen waren, die der neue Kaiser erließ, sie vermochten dennoch nicht ihm die Liebe seiner Unterthanen zu sichern Die Unterthanen wußten wenig von allem, was geschah und der Hof war von jeher mehr gegen als für den Nachfolger der Elisabeth gewesen. Auch hatten die Anstrengungen zum Guten, die er in den ersten Tagen seiner Regierung machte, wohl nicht viel zu bedeuten. Wir hören gleich darauf, daß er in sein altes Schlemmerleben und in die Arme seiner Maitresse nur um so tiefer zurücksank. Katharina vernachlässigte er dabei ganz und gar, was diese indeß wenig gekümmert haben würde, wenn er nicht in seinem Thun und Lassen Absichten zu erkennen gegeben hätte, die allerdings nicht wenig geeignet waren sie vorsichtig und argwöhnisch gegen ihn zu machen. War es schon aufgefallen, daß er in der Proklamation, die er bei seiner Thronbesteigung erließ, weder seiner Frau, noch seines Sohnes erwähnte, so mußte noch staunenerregender die Nachricht wirken, daß er heimlich die Festung Schlüsselburg und den darin von Elisabeth gefangen gehaltenen Sohn, der abgesetzten Kaiserin Anna, Prinz Ivan besuchte.

Diesen Besuch, wie Castera erzählt, soll Peter III. wirklich in der Absicht gemacht haben, sich mit dem un-

glücklichen Kronprätendenten zu verständigen. Der Kaiser heißt es, wollte die Kaiserin verstoßen, seinen Sohn als Bastard von der Nachfolge ausschliessen und diese dem Gefangenen zusichern.

Es kann wohl sein, daß dieser Mittheilung etwas Wahres zu Grunde liegt. Die Gräfin Woronzow und ihre Umgebung mögen wohl darauf hingearbeitet haben, Katharina und ihren Anhang zu beseitigen. Allein, ob Peter im Ernste und mit Nachdruck diesen Wünschen nachzukommen die Absicht hatte, muß dahingestellt bleiben. Uns selbst scheint, als ob Katharina und viele Autoren, von denen die meisten doch von vornherein zu Gunsten der Kaiserin schrieben, diese Aufstellungen nur als Vorwand und Entschuldigung für Thaten brauchten, die ohne diese Entschuldigung und ohne solchen Vorwand als gar zu entsetzensvoll dastehen würden.

Unserer Meinung nach wollte Katharina herrschen und, um dies zu können, ihren Gatten stürzen. Dieser Sturz aber, da er doch nicht ohne weiteres und auf's Blaue hinein unternommen werden durfte, mußte so eingerichtet werden, daß er bei seiner Vollführung den Schein einer verzweifelten Nothwehr erhielt.

Um diese Nothwehr ersichtlich und wahrscheinlich zu machen, war nun nichts leichter, als alle Schritte und Versäumnisse, welche sich Peter gegen seine Gattin zu Schulden kommen ließ, so auszulegen, als zielten sie darauf ab diese und ihren Sohn zu verderben. Peter liebte und konnte Katharina wohl nicht lieben. In der Ver-

blendung, die er für seine Maitresse hegte, mochte es nun leicht geschehen, daß er die Rücksichten gegen seine Gemahlin mehr außer Acht ließ, als nöthig war. Wie bald also ging da eine Verdächtigung anzuknüpfen? Eine Verdächtigung gegen das Leben der Katharina und des Paul Petrowitsch, dieses Kindes, das schon Elisabeth einmal benutzt hatte, um gegen Peter III. zu verfahren!

Dieses Verfahren griff Katharina auf. Sie schlug den Weg ein, den ihr Elisabeth bezeichnet hatte. Sie versicherte sich der Garden und jener Partei am Hofe, die auf dieselben den meisten Einfluß übte. Sie gewann den Hauptmann Rasumowsky, den Grafen Panin, Oberhofmeister des jungen Großfürsten, Feldzeugmeister Villebois, den General Wolkonskoy und die Fürstin Daschkow, eine verheirathete Schwester der Gräfin Woronzoff und der Kaiserin ebenso zugethan, als jene dem Kaiser. Ihre Hauptstütze fand sie in ihrem damaligen Günstlinge Gregor Orlow, von dem wir später noch ausführlich sprechen werden, und dessen Brüdern.

Peter III. dagegen hatte eigentlich nur einen bedeutenden Mann auf seiner Seite, den General Graf Münnich nämlich, den er aus Sibirien, wohin ihn Elisabeth verbannt hatte, zurückberief und welcher zum Dank dafür nun treulich zu ihm hielt. Mit diesem, der Gräfin Woronzow und einem dieser Maitresse zugehörigem Gefolge befand er sich auf seinem Lustschlosse Oranienbaum, einer Stadt, die etwa sechs Deutsche Meilen von Peters-

burg entfernt, am Finnischen Meerbusen der Ostsee, Kronstadt gerade gegenüber liegt, als die Empörung in der Hauptstadt ausbrach. Es war am neunten Juli, Katharina fuhr schon vom Jubel des Volkes begrüßt und zur Kaiserin ausgerufen durch die Straßen von Petersburg als man in Oranienbaum noch immer damit beschäftigt war, die Vorbereitungen zu einem Feste zu treffen, das zu Ehren des Namenstages Peter III. am zehnten begangen werden sollte. Die Illuminationen, die Feuerwerke und Säle wurden hergerichtet; man braute, kochte, bratete; die Feier sollte prächtig werden. Die Musiker stimmten ihre Instrumente, die Damen ordneten ihren Putz; es war Alles voller Hoffnung und Freude auf den kommenden Tag. Und dieser kommende Tag, was brachte er? Enttäuschung, Schmach, Elend und Tod. Katharina, oder vielmehr ihre Anhänger, denn sie selbst war bei diesem ersten Unternehmen so verzagt, wie Friedrich der Große bei seiner ersten Schlacht, benutzten die Abwesenheit des Kaisers von der Hauptstadt, um dort die Revolution zum Ausbruch kommen zu lassen

Man weiß, wie dies zu geschehen pflegt. Man besticht die Garden, täuscht das Volk. Die eine Hälfte wird durch Geld, die andere durch Furcht gewonnen. Die Hauptsache ist, einen allgemeinen Taumel zu erregen, die ganze Bevölkerung in Rausch zu bringen. Mitten darin wird der Monarch, den man beseitigen will, gefangen, eingekerkert, erdrosselt, gleichviel; wenn die Welt wieder zu sich kommt, ist er vergessen und ein neuer Regent vor-

handen, der an den vorhergehenden keinen Gedanken mehr aufkommen läßt.

So ging es auch hier. Ein großer Theil der Regimenter war für Katharina gestimmt worden. Man hatte sie überredet, durch Versprechungen und Branntewein trunken gemacht. Sie schrien, tobten, kurz, sie empörten sich. Daß sie nicht eigentlich wußten warum und zu welchem Zwecke, das that nichts. Man ließ ihnen auch gar keine Zeit zu überlegen. Man brachte die Kaiserin plötzlich unter sie. Die halbnackten Menschen mit ihrem Geschrei, ihrem Tumult, hätten Katharina bald aus der Fassung gebracht. Sie zitterte und fing zu weinen an aus Angst. Aber ihre Anhänger benutzten das. Seht, riefen sie aus, so bewegt, so vor Furcht außer sich ist unsere Czarewna! Und wißt ihr warum? Der Czar hat sie und den Czarewitsch in der Nacht ermorden wollen. Nun ist sie geflohen und sucht Schutz bei euch! Schützt sie und schützt Paul Petrowitsch!

Ja, schützt die Czarewna und den Czarewitsch, brüllte es aus dem Haufen, schützt sie; und den Czar, den nichtswürdigen Czar, schlagt ihn todt, hängt ihn, viertheilt ihn!

Der arme Peter Feodorowitsch ließ sich von dem Allen nichts träumen. Er lag zu Oranienbaum im Schooße seiner Gräfin Woronzow und lachte über ihre Späße.

Während dessen sammelte sich um Katharina Militair und Volk. In kaum zwei Stunden hatte sie schon 2000 Soldaten auf ihrer Seite. Damit war eigentlich der Sache auch der Ausschlag schon gegeben. Mit pomp=

haftem Gefolge zog sie in die Casankirche und ließ sich von dem Erzbischofe von Nowogorod als Katharina II. krönen. Das Volk strömte massenweis herbei, um ihr die Füße zu küssen. Es hörte, daß sie Kaiserin sei und rief: sie lebe!

Von Peter wußte man nichts. Es war eine verhängte Bahre durch die Menge getragen worden, darum hieß es nun: er sei todt; er wäre auf der Jagd verunglückt. Die Verschwörer hatten diesen Streich ersonnen, um die Verwirrung zu mehren und um das Volk von einem möglichen Widerstande abzulenken. Sie wußten, einem todten Kaiser zu Liebe würde man einer lebenden Kaiserin nicht zu trotzen wagen. Und diese Voraussetzung betrog sie nicht. Die Hauptstadt blieb still. Kein Tropfen Blutes ist geflossen. Katharina machte sich, ohne auch nur die geringste Opposition zu finden, zur Kaiserin. Und als solche erließ sie eine Proklamation, die anfing mit dem, womit alle Proklamationen in Rußland anfangen, wenn es gilt, die Russen für irgend etwas zu fanatisiren. Sie sprach von der Kirche, sie sagte: die Griechische Religion sei bedroht. Eine solche Bedrohung läßt noch heut zu Tage der Kaiser aller Reußen am Eingange jeder Proklamation erblicken, mit der er sein Volk gegen das Ausland hetzen will. Der in Gefahr erklärte orthodoxe Glaube, das ist der Kriegsruf der Czaren, welchen Katharina II. wie es scheint, für ewige Zeiten der Regierungsgewalt in Rußland eingeimpft hat. Ihre Nachfolger erreichen damit in der That auch immer, was sie damit erreicht hat, die

Sympathie der Nation. Auf diese fußend, fuhr die neue Kaiserin fort energisch weiter zu schreiten.

Peter III. indessen, von dunklen Gerüchten aufgeschreckt, eilte nach Petershof, wo er zuerst eine genaue Nachricht von den Vorgängen erhielt. Die Günstlinge standen bestürzt, die Weiber weinten, die Gräfin Romanowna raufte sich das Haar. Was thun? fragte Peter. Kämpfen! antwortete der alte Marschall von Münnich, der sich, wie wir schon angegeben haben, in dem Gefolge befand. Sammeln Sie Ihre Soldaten, Ihre Holsteiner, sagte der Haudegen, stellen Sie sich an ihre Spitze, ziehen Sie gegen die Hauptstadt. Sie haben noch Freunde, Sire, wenn Sie erscheinen, werden sie zu den Waffen greifen. Die Mehrzahl der Truppen ist noch schwankend, und wird bei Ihrem Erscheinen nicht säumen, sich für Sie zu erklären. Wagen Sie's, Sire!

Wagen wir's, sagte Peter. Peter hatte eben dinirt und dabei das Trinken nicht versäumt. Wagen wir's, sagte er, indem er sich erhob und nach dem Degen griff. Aber die Gräfin Romanowna rang ihm denselben aus den Händen, indem sie etwas von Tollkühnheit murmelte. Katharina hat 20,000 Mann, rief sie, so eben hat man das hierher berichtet; sie ist auf dem Wege zu uns.

Nun dann, nahm Münnich, das Wort wieder auf, wenn Sie Furcht haben, Majestät, sich mit den Rebellen zu schlagen, so warten sie dieselben wenigstens hier nicht ab. Petershof ist kein Ort, der eine Belagerung aushält. Auf, eilen wir nach Kronstadt. Kronstadt wird Ihren

Befehlen noch gehorchen. Und dort finden Sie eine zahlreiche Flotte, eine starke Garnison. Mit beiden können Sie sich Petersburg wieder erobern und diese Stadt zum Gehorsam zurückbringen.

Dieser Vorschlag ward angenommen. General Sievers ging nach Kronstadt, um dort das Kommando zu übernehmen. Peter und sein Gefolge begaben sich auf wei Jachten, um überzuschiffen.

Sie glaubten sich bereits sicher und geborgen, sie sollten aber schrecklich enttäuscht werden. Allerdings hatte Sievers alles in günstiger Stimmung für den Kaiser in Kronstadt gefunden, weil diese feste Stadt unbegreiflicher Weise von den Empörern im ersten Momente vergessen worden war. Doch fiel es ihnen noch ziemlich zur rechten Zeit ein, den Admiral Talitzin dahin abzuschicken, um sie nun für ihre Sache zu gewinnen. Freilich kam er zu spät und erst nach Sievers in der Festung an. Aber er wußte diesen General zu täuschen und so zu thun, als ob er von der Empörung in Petersburg noch gar nicht genau unterrichtet sei. Dadurch entging er einer Arretirung, die gewiß stattgefunden hätte, wenn die Absicht, mit der er nach der Festung kam, verrathen worden wäre. Bestand sie doch in nichts anderem, als in der Versperrung des letzten Asyles, das dem armen Peter Feodorowitsch offen blieb, und welches diesem durch seine List nun auch wirklich verloren ging.

Nachdem Sievers nämlich glücklich hintergangen war, begab sich Talitzin sogleich in das Stadtviertel, in dem

die Matrosen zu leben und zu verkehren pflegten. Nachdem er dort Branntewein in reichlichem Maße hatte austheilen lassen, rief er die Seeleute an, schilderte ihnen die Vorgänge in Petersburg, die Erhebung der Katharina, die bösen Absichten Peters und schloß endlich seine Rede mit der Aufforderung: den Kommandanten zu arretiren und dem Kaiser den Eintritt in Kronstadt zu verweigern.

Natürlich stimmte ihm alle Welt bei. Nachdem man rasch auch noch einen Theil der Besatzung gewonnen, schritt man zur Ausführung des angegebenen Planes. Im Nu war Sievers im Namen der Katharina verhaftet und der Platz für Peter verloren. Man besetzte die Ufer mit Militair, fuhr Kanonen auf die Wälle und stellte die Kanonier mit angezündeten Lunten daneben.

So fand Peter die Festung, in der er sich verschanzen wollte. Als seine Jacht sich dem Strande näherte, rief die Schildwache ihr „Werda?“ das mit einem „der Kaiser“ beantwortet wurde. Als der Soldat hierauf entgegnete: „Es giebt keinen Kaiser mehr,“ sprang Peter der Dritte auf, indem er den Mantel, in dem er eingehüllt war, auseinanderschlug und auf den Stern zeigte, der seine Brust verzierte. Was! Erkennt man den Kaiser nicht mehr! rief er. Nein! Nein! scholl es auf einmal von allen Seiten ihm entgegen, wir kennen keinen Kaiser mehr. Es lebe die Kaiserin Katharina!

Die Kaiserin Katharina lebe! schrie nun auch Talitzin, indem er in deren Namen befahl die Jacht möge sich

augenblicklich zurückziehen, sonst werde er sie in den Grund schießen lassen.

Das war für den armen Peter Feodorowitsch zu viel. Vor dieser Drohung erschreckend, versank er in eine Muthlosigkeit, aus welcher Münnich und einige andere tapfere Männer seiner Umgebung ihn vergebens herauszuziehen versuchten. Langsam ließ er die Jacht umwenden. Es war Nacht geworden; die Sterne schienen, ruhig flutheten die Wogen dem großen Meere zu. Was thun? fragte der Czar noch einmal und sich zu Münnich wendend, fügte er hinzu: Sie haben so viele Gefahren überstanden, Feldmarschall, rathen Sie mir, was ist zu machen? — Sire, vereinigen Sie sich mit dem Geschwader, das zu Reval liegt, entgegnete der alte Graf, sammeln Sie ein Heer und ziehen Sie an seiner Spitze gegen Petersburg. In sechs Wochen können Sie's erobert haben.

Wohlan, nach Reval, rief der Kaiser. Aber die Frauen, welche Angst vor der Seereise hatten, schrieen dagegen und gaben zu bedenken, daß den Ruderern die Kräfte mangeln würden, die Jacht bis in den Hafen zu treiben. Zwar entgegnete der greise Münnich darauf, daß alsdann alle die auf dem Schiffe wären, Hand mit anlegen würden, aber die Menge übertönte ihn. Man rieth Peter dem Dritten die Sache nicht schlimmer zu nehmen, als sie sei. Katharina wird sich mit dem Czar verständigen, sagte man. Und der Czar war schwach genug das zu glauben. Er befahl nach Oranienbaum zurückzukehren.

Es war vier Uhr des Morgens als man daselbst ankam. Das Schloß stand fast leer, die Diener fehlten; kein Zimmer erschien in der alten Ordnung, Peter mochte wohl eine düstere Ahnung angehen, als er über die Schwelle trat. Schweigend schloß er sich in ein Kabinet ein und schrieb an seine Frau.

Er schrieb lange; er schrieb von Unrecht, von Versöhnung, von Eintracht. Er entschuldigte sich, er that Abbitte, er wollte sich bessern.

Als er mit Schreiben fertig war, kam er in den Hof, wo sich seine treuen Holsteinischen Truppen sammelten. Sie umringten ihn, sie küßten seine Hände, sie umklammerten seine Knie. Wir wollen sterben für den Kaiser, riefen sie. Man führe uns vor den Feind!

Auch Münnich war wieder da und feuerte an; aber vergebens. Peter war ruhig; Peter hatte an Katharina geschrieben und hoffte, wie seine Umgebung gesagt hatte, daß sie sich mit ihm verständigen würde.

Während dessen kam die neue Kaiserin schon an der Spitze eines Heeres gegen ihn herangezogen. Auf dem Marsche erhielt sie die Zeilen von Peter Feodorowitsch. Aber sie thaten die Wirkung nicht, die er von ihnen erwartet hatte. Katharina wurde weder gerührt noch weich gestimmt. Sie zuckte die Achseln und statt der Antwort, rückte sie weiter vor.

Dies erschreckte Peter. Er befahl ein Pferd, einen guten Renner zu satteln, denn er dachte einen Augenblick daran sich durch die Flucht über die Grenze nach Polen

zu retten; aber wie gesagt, es war nur ein Augenblick, während dessen er diesen Gedanken festhielt. Gleich darauf entsagte er ihm wieder. Er setzte sich noch einmal hin, um an die Kaiserin zu schreiben. Und dies Mal schrieb er noch jämmerlicher, noch bittender als das erste Mal. Er entsagte dem Throne zu Gunsten Katharinens und verlangte dafür nichts, als sein Leben, eine kleine Pension und die Freiheit damit nach Holstein heimkehren zu dürfen.

Aber auch darauf antwortete ihm Katharina nicht anders, als durch das Vorrücken ihrer Heereskolonne. Er möge sich auf Gnade und Ungnade unterwerfen, ließ sie ihm sagen. Dann würde sie sehen, was zu machen sei, fügte der Bote hinzu, den sie sendete, indem er meinte: es würde so schlimm nicht werden.

Der gute Peter traute diesem Versprechen, entließ seine Holsteiner, deren er noch 600 Mann hatte, und unterwarf sich. So viel Resignation, dachte er, würde Katharina rühren. Aber darin täuschte er sich. Als der Wagen, in dem er saß, in die Reihen der Armee fuhr, welche seine Gegnerin gegen ihn führte, empfing ihn zuerst ein düsteres Schweigen und dann ein endlos scheinendes Rufen: Es lebe die Kaiserin!

Als er mit seiner nächsten Umgebung den Wagen verließ, ward seine Maitresse sogleich gewaltsam entfernt und sein Adjutant Ghondowitsch an seiner Seite beschimpft. Im Schlosse zu Petershof angekommen, riß man ihm sogleich die Kleider und die Zeichen seiner

Würde vom Leibe. Zuletzt sperrte man ihn halb nackt und barfuß in ein Zimmer, welches man streng bewachte.

In dieses Zimmer kam später der Graf Panin, welcher vorgab von der Kaiserin abgeschickt zu sein und ihm die Freiheit und eine unbehinderte Rückkehr nach Holstein verhieß, sobald er eine Erklärung, die er ihm vorlegte, unterschrieben haben würde.

Nach Castera lautet diese Erklärung folgendermaßen: „Die kurze Zeit meiner unbeschränkten Herrschaft über Rußland hat mich erkennen lassen, wie weit eine solche Bürde über meine Kräfte geht. Ich sehe ein, daß ich außer Stande bin dieses Reich weder allein noch auf sonst eine andere Weise zu regieren. Alle meine Anstrengungen und all' mein Fleiß würden nicht hinreichend sein, es vor einem Verfalle zu bewahren, der mein Andenken mit einer ewigen Schmach bedecken müßte. Dieser auszuweichen erkläre ich hiermit freiwillig und ungezwungen vor Rußland und der ganzen Welt, daß ich für immer auf die Herrschaft über das in Rede stehende Reich verzichte, und zwar verzichte weder allein noch sonst wie darüber zu regieren, noch auch sonst je durch irgend welchen Schritt oder irgend welche Hülfe einen Versuch zu machen mich dieser Herrschaft wieder zu bemeistern. Dies vor Gott und der ganzen Welt beschwörend, schreibt und unterzeichnet diese Verzichtleistung mit eigener Hand. Peter der Dritte."

Nachdem Graf Panin dies Aktenstück erhalten und sich entfernt hatte, ergab der arme entsetzte Kaiser sich

gelassen und ruhig in sein Schicksal, das, wie er meinte, nun bald anfangen würde sich ihm wieder freundlicher zu gestalten. Die Heimath, die Tage seiner Kindheit fielen ihm ein. Er träumte wieder von dem Vaterhause daheim und sah sich im Geiste schon dort von einer reichlichen Pension ein gemächliches Leben führen. Die Jagd, das Spiel, seine liebe Romanowna sollten ihn für den Verlust des Russischen Thrones trösten.

Mit diesem Troste im Herzen ließ er sich geduldig von Petershof fort nach dem Schlosse Robschak bringen. In Robschak hieß es, sollte er nur noch kurze Zeit bleiben, um seine Angelegenheiten in Ordnung gebracht zu sehen. Er wünschte für diesen Aufenthalt einen Mohren, der ihn oft durch seine Späße erheitert hatte, zur Gesellschaft; einen Hund, den er sehr gern leiden mochte; seine Geige, eine Bibel und andere Bücher. Er wollte von nun ab, wie ein Pilosoph leben, sagte er. Aber eben um ihn gleich ein solches Philosophenleben gut beginnen zu lassen, schlug man ihm alle diese Bitten ab. Wozu braucht ein Philosoph Bücher, die Bibel, eine Geige, einen Hund und wozu gar einen Mohren? Ein Philosoph braucht nichts; nicht einmal das Leben. Auch das Leben sollte Peter nicht haben.

Um es ihm zu nehmen, brachte man ihn heimlich nach Mopsa, einem kleinem Landhause, das dem Hetman Razumoffsky gehörte. Dort blieb er etwa zehn Tage in strengem Verwahrsam, bis sich ihm endlich eines schönen Tages Alexis Orloff, ein jüngerer Bruder Gregor's und

ein junger Offizier, der Teploff genannt wird, vorstellten, um, wie sie sagten: ihm seine baldige Freiheit anzukündigen. Diese zu feiern, brachte man Wein, den man ihn trinken ließ. Der Wein war vergiftet, vergiftet, wie das Getränk, daß einst Socrates hatte trinken müssen, Socrates, der Philosoph von Athen! Und Peter der Dritte, hatte er nicht auch ein Philosoph sein wollen? Man ließ ihn seine Philosophie beginnen, womit sie bei Andern zu endigen pflegt: mit dem Tode nämlich. Indeß der Tod war dem armen Feodorowitsch noch nicht so ganz erwünscht; er sträubte sich dagegen. Als er die Wirkung des Trankes verspürte, weigerte er sich noch mehr davon zu nehmen. Gebt mir Milch! schrie er, gebt mir Milch! Man vergiftet mich!

Als die beiden Bösewichter sahen, daß sie auf diese Weise mit dem unglücklichen Gefangenen nicht fertig werden würden, versuchten sie es auf eine andere und freilich auf eine etwas gewaltsamere Art. Sie packten den Czar bei den Beinen, rißen ihn zu Boden, knieten ihm auf die Brust und erdrosselten ihn mit einer Serviette.

Dies ist eine von jenen Begebenheiten, wie sie unter der Regierung Katharina der Zweiten mehrfach vorgekommen, und bei deren Erwähnung unser guter Archivrath den Schauder empfindet, von dem er in seiner Einleitung spricht und über den er sich nur dadurch tröstet, daß er sich sagt: man wisse nicht, ob Alles was geschah, von der Kaiserin selbst befohlen wurde. Und diese Unwissenheit macht er sich dann auch so gut zu Nutze, daß

er von Peter ganz naiv erzählt: „Es war vorauszusehen, daß seine Gefangennehmung unmitttelbar oder mittelbar auch seinen Tod nach sich ziehen würde. Und so geschah es.“ Mit diesem: Und so geschah es! schafft er sich ein für allemal die ganze Katastrophe vom Halse. Er beleuchtet, er untersucht sie nicht. Daß sie geschah, das genügt ihm. Nur ganz schüchtern giebt er in der Voraussicht, daß die Gefangennehmung Peters unmittelbar oder mittelbar auch seinen Tod nach sich ziehen werde, der Vermuthung Raum, daß dieser Tod doch jedenfalls kein natürlicher gewesen sei. Aber weiter zu forschen und aufzuklären, fällt ihm nicht ein. Ist er doch ein guter Deutscher, der censirt geboren und genug geschult worden ist, um zu wissen, daß man von Herrschern nur immer das Gute sagen und das Schlimme übergehen muß.

Bei unserem Franzosen dagegen ist dies ganz und gar nicht der Fall. Er behandelt diese Thatsache ganz ohne Rückhalt und Scheu. Ja, er sagt sogar ganz einfach und klar, daß Peter der Dritte gradezu auf den Befehl Katharinens ermordet worden sei. Indeß geht er darin wohl einen Schritt zu weit. Wir sind überzeugt, daß Katharina um den Tod ihres Mannes gewußt und selbst, daß sie ihn durch die Vorstellungen ihrer Umgebung dazu bewogen, gebilligt, ihn aber ausdrücklich verlangt, das hat sie gewiß nicht. Dazu war sie damals wohl noch zu scheu und ohne jene Stirn, die sie später freilich so oft gezeigt hat und auf welcher selbst der goldene und von Brillanten strahlende Reif der Krone die Schamlosig-

keit des Weibes und den rücksichtslosesten Ehrgeiz nicht hat verdecken können.

Zu Anfang ihrer Regierung aber war sie in diesen Dingen noch Schülerin; ihr Meister, der Günstling Gregor Orloff oder Gregory Orlow, wie er auch geschrieben wird. Da er es hauptsächlich auch gewesen, der die Verschwörung entwarf und leitete und auf lange hin einen großen Einfluß auf die Handlungsweise der neuen Kaiserin ausübte, so ist es natürlich nöthig, daß wir uns ein wenig ausführlich mit ihm beschäftigen.

Jenem früher genannten Werke „Russische Günstlinge" zufolge, ist er von fünf Brüdern der zweite dem Alter nach. Sein Vater, der wie er Gregor Orlow hieß, soll den Oberstenrang unter den Strelizi bekleidet und erst in seinem drei und fünfzigsten Jahre sich mit einem Fräulein von sechszehn verheirathet und noch neun Kinder mit ihr erzeugt haben. Viere sind entweder davon gestorben, oder Mädchen gewesen, von denen die Geschichte keine Nachrichten aufbewahrt hat. Genug, man weiß eben nur von fünf Söhnen, von denen die drei ältesten, und darunter also auch Gregor, in einem Cadettenhause, wo sie eine gute, militairische Erziehung und Unterricht in den vornehmsten ausländischen Sprachen, besonders im Deutschen und Französischen erhielten, aufgenommen wurden.

Aus diesem heraus trat Gregor in ein Garderegiment zu Fuß, ließ sich aber bald nachdem zur Artillerie versetzen, wo er kurz nachher zum Adjudanten des General-Feldzeugmeisters ernannt wurde. In dieser Stellung er-

hielt er schnell den Ruhm, der schönste Mann des Nordens zu sein. Ganz Petersburg war erfüllt von seinen Eroberungen. Es ist leicht möglich, daß auch am Hofe davon geredet wurde und Katharina etwas davon zu Ohren kam. Von Orlow wenigstens ist gewiß anzunehmen, daß er trachtete, von der Großfürstin bemerkt zu werden. Man wußte damals schon allgemein, wie sie zu ihrem Gatten stand. Auch waren ja schon einige Männer als entschiedene Günstlinge der jungen Prinzessin bekannt. Was Wunder also, daß er auf den Ruf seiner Schönheit und diese selber fußend, daran dachte sich in ihre Nähe zu bringen. Da ihm zunächst der Hof selbst noch verschlossen war, so hatte er mindestens eine Wohnung zu beziehen gewußt, die sich dem Winterpalais gegenüber befand und von der aus ihm leicht eine Gelegenheit geboten werden konnte sich bemerkbar zu machen.

Diese Gelegenheit ließ, dem angeführten Werke nach, auch gar nicht lange auf sich warten. Es wird darin erzählt, daß Katharina nach einem Wortwechsel, den sie mit der Kaiserin oder ihrem Gatten gehabt, an das Fenster geeilt sei, um es zu öffnen und bei diesem Anlaß in der gegenüberliegenden Wohnung Gregor Orlow von ihr gesehen worden sei. „Von diesem Augenblicke an, war alles entschieden“, heißt es. „Der Anblick des schönen Mannes war ein electrisches Feuer, das Katharina beseelte. Der bloße Gedanke an ihn füllte in ihrem Herzen eine Leere aus, die daselbst, nach dem Abgange des Grafen Poniatowsky von Petersburg entstanden war. Seitdem

hatten zwar manche Gegenstände (einige Lakayen und Ofenheizer nämlich) auf sie Eindruck gemacht, aber keiner war bleibend gewesen.“ Erst Gregor Orlow gelang dieser bleibende Eindruck. Zwischen ihm und der erglühten Katharina entspann sich bald ein sehr intimer Verkehr, der zum größesten Theile, wie man berichtet, auf dem Zimmer des jungen Lieutenants gepflogen wurde und Folgen hatte.

Diese zu verbergen soll sie um jene Zeit ein Fußleiden affektirt haben, welches ihr erlaubte vor der Kaiserin in sitzender Stellung zu erscheinen. Erst im April 1762, also schon unter der Regierung Peter III. verschwand dieses Uebel, das also nicht gar viel weniger als neun Monate gedauert haben kann, wie unsere hier benutzte Quelle angiebt. Dieser zufolge ist Katharina auch besonders von Orlow deswegen zu der Verschwörung gegen Peter III. getrieben worden, weil sie als Gemahlin des Kaisers nicht so viel Geld auftreiben konnte, als ihr Günstling und seine Kreaturen zu ihrer Verschwendung gebrauchten. Als unumschränkte Kaiserin mußte ihr dies voraussichtlich mehr gelingen können. Der leichtsinnige und gewissenlose Favorit ließ sich daher von keiner Schwierigkeit abschrecken, seine Gebieterin in den Besitz einer unbegrenzten Macht zu setzen. Sollte doch keinem dieselbe in einem Grade zu gute kommen, wie ihm. Und das Vorhaben Peter III. zu entthronen, war übrigens auch nicht einmal so schwierig, als es scheinen mag. Beliebt ist er, wie wir schon angeführt haben, eigentlich nie ge-

wesen, und was das Schlimmste war, durch die Vorliebe, die er für seine Holsteinischen Haustruppen hegte, hatte er sich nicht wenig bei den Russischen Soldaten verhaßt gemacht. Diese waren natürlich nun leicht gegen ihn aufzuregen, welche Aufregung hervorzubringen Orloff vortrefflich verstand. Nachdem er sich die Zahlmeisterstelle bei der Artillerie verschafft hatte, fand er Mittel genug das Militair zu bestechen und für Katharina zu gewinnen.

Wir haben die Entstehung und den Verlauf dieser Verschwörung im Allgemeinen schon in so weit geschildert als es ihn zu unserem historischen Abriß zu schildern nöthig war. Wir wenden uns daher hier direkt zu Orloff zurück, um einen Augenblick das Portrait zu betrachten, das uns von ihm zurück geblieben ist. Es weiset uns in der That ein Gesicht, das man in Rußland und auch wohl anderwärts wird schön nennen dürfen. Sein Kopf zeigt eine ebenmäßige Abrundung, weiche Formen, hübsche Züge. Seine Stirn erscheint ziemlich hoch und dabei nicht ohne Anmuth gewölbt, sein Auge ziemlich groß mit einem Aufschlage, der auf Lebhaftigkeit wenn nicht auf Feuer schließen läßt. Die Nase ist proportionirt, zwar stumpf, aber nicht unschön; der Mund voll, üppig geformt und fein geschnitten; das Kinn rund und fleischig.

Dies Alles sind in der That Eigenschaften und Attribute der Schönheit. Die Schönheit wollen wir Orloff auch durchaus nicht abstreiten. Nur müssen wir bekennen daß sie ziemlich geistlos erscheint. Der Ausdruck, welchen

wir in der Physiognomie dieses berühmten Günstlings ausgeprägt finden, ist ein ziemlich nichtssagender und bedeutungsloser. Er sieht süß, lächelnd und vor allem übermäßig sinnlich aus, welche letztere Eigenschaft freilich es am meisten gewesen sein mag, die ihn Katharina empfahl. Außerdem spielt ein Zug um seinen Mund, der etwas von Grausamkeit, Arglist und gemeiner Klugheit hat, von welchen Dingen er oft genug in seinem Leben Beweise gegeben hat; auch gegen Katharina selbst. Es ist bekannt, daß diese sich vor ihm fürchtete, wie es denn auch nicht eben gar wenig Historiker giebt, die geradezu behaupten, daß sie von ihm geschlagen worden sei. Brutal genug, es zu thun, mag er gewesen sein. Lag doch viel Wildheit und aufbrausende Heftigkeit in seinem Charakter, wurde er doch oft vom Zorn übermannt. Da die Thronerhebung Katharinens aber recht eigentlich sein Werk und seine Veranstaltung war, so läßt sich leicht erklären, daß Katharina gewissermaßen in ein abhängiges Verhältniß zu ihm kam. Auch ist sie zuerst ohne Zweifel in allen ihren Schritten sehr furchtsam und unsicher gewesen und nur von seiner Kühnheit und Unerschrockenheit angespornt und getrieben worden. Es wurde ihm daher gewiß nicht schwer sich etwas gegen sie herauszunehmen. Zeigte er doch schon am ersten Tage, an welchem Katharina die Zügel der Regierung ergriff, daß er vor der Kaiserin sich zu geniren keineswegs gewilligt sei. Als diese nämlich ihre erste große Cour im Sommergarten-Palais abhielt, setzte sich Orloff neben den Thron in

einen Armstuhl, von dem er sich auch dann nicht erhob, als die Czarewna erschien und alle andern Höflinge ihr entgegeneilten um sich ihr entweder zu Füßen zu werfen oder um auf irgend eine andere Weise ihr ihren Respekt zu erweisen. Er sei leidend, sagte Orloff; er habe sich Tags vorher an das Bein gestoßen und könne nun nicht stehen. Katharina duldete das. Der Hof aber, wenn er ja noch über das Verhältniß, in welchem die Kaiserin zu Orloff stand, im Unklaren war, befand sich nun plötzlich im Klaren darüber. Man sah und erkannte nun, daß vorerst Orloff der eigentliche Souverain von Rußland war. Zunächst wurde er freilich nur zum Kammerherrn, Ritter des Alexander-Newsky-Orden und zum Grafen ernannt. Aber das blieb er nicht lange. Er avancirte schnell. Bald wurde er General-Adjudant der Kaiserin, General-Direktor aller Fortificationen, Chef der Garde, Gerichtspräsident; endlich General-Feldzeugmeister, Ritter des blauen Bandes und Reichsfürst. Damit aber ja über seine Stellung im Reiche kein Zweifel sein könne, wurde ihm, als dem Einzigen in Rußland erlaubt, das Portrait der Kaiserin in der Knopfschleife tragen zu dürfen. Dieses Portrait war mit einem außergewöhnlich großen Brillanten, einem sogenannten Tafelsteine, in Form eines Herzens, bedeckt und sollte ihn für die Vereitelung einer Vermählung mit ihr, welche die Minister hintertrieben hatten, Trost gewähren.

Allein diesen Trost suchte er sich durch ganz andere Dinge zu verschaffen; zunächst durch ein ganz rücksichts-

loses und fast brutales Benehmen, daß er gegen die Kaiserin beobachtete. Er ging zu jeder Stunde des Tages oder des Nachts unangemeldet in ihre Zimmer und behandelte sie vor Zeugen mit einer Ungenirtheit, die an Unverschämtheit grenzte. Daß ihm feines Benehmen und jeder zarte Takt des Umgangs fehlte, war kein Wunder. Hatte er doch fast sein ganzes Leben in Kasernen und Wirthshäusern verbracht. Fühlte er sich nun in seiner lächerlichen Ueberhebung und seinem albernen Ehrgeize gekränkt und zurückgesetzt, so gab es nun für ihn allerdings kein anderes Mittel sich dafür zu entschädigen, als daß er Katharina damit zu demüthigen suchte, daß er sein Verhältniß zu ihr ganz im Charakter jener gemeinen Verbindungen zeigte, die ganz ohne höhere Beweggründe und nur, wie ein deutscher Historiker delikat sich ausdrücken würde, „in physischer Hinsicht geschlossen werden.“

Natürlich mußte Orloff dadurch der Kaiserin mehr und mehr unangenehm werden. Zuerst zwar übersah sie seine Brutalität und sie war wohl genöthigt es zu thun, um sich, so lange sie nicht fest und gesichert stand, seine Hülfe, seinen Schutz und seinen unternehmenden Geist zu Nutze zu machen. Als sie aber nach und nach sich erstarken und in ihrer Herrschaft begründet sah, fing sie an darauf zu denken, ihn sich vom Halse zu schaffen.

Die erste Gelegenheit dazu gab eine Pest, die 1771 in Moskau ausbrach und an welcher in kurzer Zeit in dieser Stadt allein an 150,000 Menschen starben. Da es nun, um durch Umsicht und kluge Besonnenheit das

Uebel zu verringern und wohl auch ganz zu besiegen, eines entschlossenen und klaren Kopfes bedurfte, so veranlaßte Katharina Orloff dahin abzugehen. Er nahm in seinem Gefolge einen sehr geschickten Wundarzt, Todte mit Namen, mit, dessen zweckmäßigen Anordnungen es in der That gelang die Seuche zu hemmen. Als darauf Orloff nach St. Petersburg zurückkehrte, wurde er mit großem Pompe empfangen und sogar durch eine, ihm zu Ehren eigens geschlagene Denkmünze belohnt. Selbst Katharina nahm ihn mit aller Herzlichkeit auf, aber doch wohl nur zum Scheine, denn seine Abwesenheit, die sie sehr gut zu ertragen gewußt, hatte ihr gezeigt, daß sie im Stande sein würde, ohne ihn zu leben. Um dies weiter zu erproben, schickte sie ihn bald darauf noch einmal fort und zwar als ihren Bevollmächtigten nach Fokschany, einer kleinen Stadt in der Wallachei, wo auf einem Congresse über die Beendigung des Türkenkrieges unterhandelt werden sollte. Er ging dahin mit großem Pompe und mit einem Aufwande, wie er auch dem mächtigsten Monarchen der Erde Ehre gemacht haben würde. Er hatte Marschälle, Kammerherren, Kammerjunker, Pagen, kaiserliche Bedienten und die prächtigsten Equipagen. Nach diesem Maßstabe waren nun auch Küche, Kellnerei und alles Uebrige eingerichtet. Die Juwelen an seinem Anzuge hatten einem ungeheuren Werth.

Während er sich aber in diesem Prunke brüstete und sich deutlich genug als den eigentlichen Herrn und Regenten von Rußland zu erkennen geben wollte, war in

Petersburg sein Glück bereits zu Ende und Katharina in den Armen eines jungen Offiziers, mit Namen Wasiltschikow.

Sobald Orloff dies erfuhr, befahl er eine Kibitka mit zwei Pferden zu bespannen, warf sich hinein und ließ sich in rasender Eile, Tag und Nacht hindurch fahrend, nach St. Petersburg bringen. Er glaubte daselbst unerwartet eintreffen und die Kaiserin wieder zu sich zurückführen zu können. Aber dieser Glaube betrog ihn. Man hatte in Petersburg seine Absicht errathen und ihm von daher einen Courier entgegengeschickt, welcher ihm einen Brief von Katharina überbrachte, worin sie ihm, wenn auch schon etwas schüchtern, doch immerhin befahl, sein Schloß Gatschina zu seinem einstweiligen Aufenthalte zu wählen. Sie kannte ihn und wußte, daß sie nur in dieser Entfernung vor seinen Gewaltthätigkeiten geschützt sein würde. Zu größerer Sicherheit ließ sie noch ihr Palais von einer verdoppelten Wache beziehen und die Thür ihres neuen Günstlings mit einem Posten besetzen. Um keine Vorsicht unangewendet zu lassen, befahl sie sogar alle Schlösser zu verändern, zu denen Orloff die Schlüssel hatte. Dennoch meinte sie noch immer er würde durchzudringen vermögen und sie plötzlich mit seiner Wuth überraschen. Sie zitterte vor Angst und sagte weinend zu dem Minister Grafen Panin: Sie kennen ihn nicht; er ist fähig, mich und den Großfürsten umzubringen!

Um ihn einigermaßen zu besänftigen, ließ man sich auch bald genug mit ihm in sehr detaillirte Unterhand-

lungen ein. Zunächst wünschte die Kaiserin, daß er auf Reisen gehen und das Ausland besuchen möge, sie nicht hasse, sondern vielmehr ihr zugethan bleibe. Für die Versprechungen dies Alles thun und innehalten zu wollen, erhielt er baare 100,000 Rubel und die Ausfertigung einer Pension von 150,000 Rubel; außerdem ein sehr prächtiges Silber = Service, dessen Preis ebenfalls auf 150,000 Rubel angegeben wird und eine Besitzung mit 6000 Seelen. Das kostbarste Geschenk aber von allem war der sogenannte Marmorpalast. Dieses Gebäude wurde 1770 angefangen und 1783 beendet. Der Untertheil desselben ist Granit, der Obertheil grauer Marmor mit rothen Säulen, die Fensterrahmen Bronce, stark vergoldet, die Scheiben Spiegelglas, die Dachsparren Eisen, das Dach Kupfer. Die Summen, die er gekostet, gehen ins Ungeheure. Freilich revangirte sich Orloff dagegen. Er kaufte Katharina nämlich für 460,000 Rubel den berühmten, großen Brillanten, der noch jetzt das Staunen der Welt ist und den hauptsächlichsten Glanz der Russischen Czarenkrone ausmacht.

Von seinen Reisen zurückgekehrt, lebte er abwechselnd in Petersburg, Reval und Moskau. Endlich verheirathete er sich und ging auf's Neue in Begleitung seiner Frau auf Reisen. Als diese nach einer kurzen Ehe starb, kehrte er jedoch unstäter, als je zurück; überließ sich einem wüsten Junggesellen-, Kasernen- und Wirthshausleben und verfiel in Folge seiner Ausschweifungen in eine Art von Geisteszerrüttung, in welcher er nicht selten dem Hofe,

an dem er aus Rücksicht der Neigung, die Katharina einst für ihn gehabt, geduldet wurde, das grausenerregendste Schauspiel gab. Gewöhnlich bildete er sich ein von der blutenden Erscheinung des sterbenden Kaisers verfolgt zu sein. Er glaubte das Seufzen und Röcheln des ermordeten Monarchen zu vernehmen und dessen Blut an seinen Kleidern zu sehen. In solchen Momenten sprang er alsdann wie rasend auf, die Säle und Gemächer mit seinem Geschrei erfüllend. Endlich im April des Jahres 1783 starb er, unbedauert und unbetrauert, ein abschreckendes Beispiel banalen Ehrgeizes und niederer Begierden.

Wasiltschikow, der Nachfolger Orloffs in der Gunst Katharinens, erhielt sich in dieser nur zwei und zwanzig Monat. Castera und mehrere andere Geschichtsschreiber rühmen ihm seiner Bescheidenheit und Uneigennützigkeit wegen, die er während seiner ganzen Favoritenzeit bewies. Er bereicherte sich wenig und behielt Katharina gegenüber stets ein sehr achtungsvolles Benehmen. Aber dies wurde Katharina, wie man annehmen muß, sehr bald zum Ueberdrusse. Sie war allem Anscheine nach eine von jenen Frauen, denen die männliche Natur gleichsam nur im Holzschnitte, d. h. in der derben und brutal-sinnlichen Ausprägung gefiel. Auf Feinheit des Gefühles und zarte Neigung verstand sie sich nicht. Der Mann, der ihr Herz fesseln wollte, mußte es inne haben: sich ihrer mit einer gewissen leidenschaftlichen Compaktheit und brüsken Wildheit zu bemächtigen. Sie begriff die

6*

Liebe nur im Drucke der geistigen sowohl wie der physischen Kraft. So kam es, daß sie rohe und wüste Männer immer länger und mehr geliebt hat, als solche, die durch Bildung und geistige oder moralische Fähigkeiten ausgezeichnet waren. Selbst Potemkin, ohne Zweifel der bedeutendste und glücklich begabteste ihrer Günstlinge, vermochte sich deswegen in ihrer Gunst nicht zu erhalten, zu der er kurz, nach der Verweisung Wasiltschikow's, gelangt war.

Im September 1736, in der Nähe von Smolensk geboren, erhielt er eine zwar einfache, aber doch für die damalige Zeit und die kümmerlichen Umstände, in denen sich sein Vater, als verabschiedeter Garnisons-Major befand, sehr sorgfältige Erziehung. Obgleich eigentlich für den geistlichen Stand bestimmt, schickte man ihn später doch in ein Garde-Regiment nach Petersburg, weil man militairische Talente glaubte in ihm entdeckt zu haben.

Dort befand er sich zur Zeit der Thronbesteigung Katharinens als Wachtmeister. Die Memoiren erzählen, daß die Kaiserin ihn in der Nacht, in welcher die Verschwörung ausbrach, zuerst gesehen habe. Einige erzählen: er hätte ihr den Bügel gehalten, als sie zu Pferde steigen wollte und in der Verwirrung Niemand zur Hand gewesen, ihr diesen Dienst zu erweisen; andere berichten: es wäre ihr von ihm die Quaste seines Degens gereicht worden, welche sie an dem ihrigen vermißt habe. Aber wie dem auch sei, es ist hier gleichviel. Jedenfalls scheint es begründet, daß Katharina gleich in der ersten Zeit

ihrer Regierung aufmerksam auf ihn geworden, denn kaum als sie den Thron bestiegen, wurde er zum Offizier und Kammerjunker ernannt und nach Schweden abgeschickt um daselbst ihre Thronbesteigung anzuzeigen. Gewiß war sie damals schon von seiner Schönheit gewonnen, aber Orloff ihr in diesem kritischen Momente noch viel zu wichtig, als daß sie es hätte wagen mögen ihn zu beseitigen. Sie ließ Potemkin darum wohl einstweilen noch unbeachtet, aber doch mit dem stillen Vorbehalt ihn seiner Zeit aus seiner Verborgenheit emporzuheben. Leicht mag es gekommen sein, daß sie später in ihrem wüsten Sinnenleben sich seiner nicht gleich wieder erinnert hat. Aber als er ihr einfiel, war sein Schicksal auch gleich von ihr bestimmt. Sie ließ ihn kommen, prüfen und zum Günstling erklären, welche Erklärung ihm aber leider ein Auge kostete. Castera erzählt, Potemkin habe nach seiner ersten Unterredung mit der Kaiserin, beim Billardspielen im Palais sich seines Glückes gerühmt und Alexis Orloff, der Bruder Gregor's, darüber in Wuth gerathend, ihm ein Auge ausgeschlagen.

Natürlich meinte man, daß diese Verunglimpfung des Gesichts dem neuen Günstlinge Eintrag bei der Czarewna thun würde und in der That verbannte dieselbe ihn des angezettelten Skandals wegen auch auf ein halbes Jahr nach Smolensk. Allein nach Ablauf dieser Zeit rief sie ihn zurück, um ihm nun ihre unbestrittene und ungeschmälerte Gunst zu geben.

Wenn bei irgend einem Manne, so ist sie bei ihm

erklärlich. Potemkin war in der That, nach allem, was uns von ihm überliefert worden, eine glänzende verführerische Persönlichkeit. Sein Wuchs war schlank und von angenehmer Größe, sein Gliederbau fein, aber kräftig. In seinen Zügen lag eine gewisse wollüstige Weichheit gepaart mit feuriger Entschlossenheit. Er hatte eine hohe, freie Stirn, glänzende scharfblickende Augen, eine edelgeformte, kühngeschwungene Nase und volle, feingeschnittene Lippen. In der Unterhaltung zeigte er Esprit und in seinen Reden oft einen hinreissenden Schwung der Begeisterung. Hätte er mehr Ausdauer, mehr Energie besessen, die von der Natur empfangenen Befähigungen auszubilden, so würde Rußland vielleicht in ihm einen großen Staatsmann und Helden zu bewundern gehabt haben. Er besaß alles, was im Felde sowohl wie im Kabinet einem Menschen von Vortheil werden kann. Adel der Erscheinung, ein gewinnendes Aeußere, bestechende Manieren, hinreißende Worte, Verschlagenheit, List, klaren Blick und die große Kunst sich geschickt zu verstellen. Prachtliebe und Bequemlichkeit haben ihn von der Aussteckung eines großen Zieles entfernt gehalten. Es genügte ihm Günstling der Kaiserin zu sein und in ihren Armen so ziemlich der Welt zu vergessen. Sein Leben ging in Bällen, Festen, Musiken, Carousel, kurz in Pomp und Ueppigkeit unter. Nur wenig hat er gewollt und noch weniger hat er gethan. Aber trotz dem allen ist und bleibt er doch immer der Bedeutendste und Glänzendste unter allen Favoriten, welche Katharina gehabt

hat. Er ist unter den Günstlingen das, was die Pompadour unter den Maitressen war. Wie diese auf Ludwig den Fünfzehnten, so hat auch er lange über seine eigentliche Gunst hinaus Einfluß auf seine Herrin behalten. Er gab ihr Herz nur frei, um sich ihres Zepters zu bemeistern. Als er nicht mehr geliebt wurde, herrschte er. Und um das so ungestört, wie möglich thun zu können, war er dem Beispiele jener galanten Dame in Frankreich folgend, stets darauf bedacht der sinnlichen Begierde und Neigung der ihm untreu gewordenen Herrscherin neuen Vorschub zu leisten. Kaum wurde er gewahr, daß sie des einen Günstlings überdrüssig war, so führte er ihr den andern zu. Mehr als ein halbes Dutzend hat er nach seiner eigenen Günstlingschaft sich in der Gunst der Kaiserin folgen sehen. Doch sah er, wie sich von selbst versteht, sehr gewissenhaft darauf, daß ihm keiner von ihnen in seiner Macht gefährlich wurde. Diese Peter Sawadowsky, Alexander Besborodko, Sorizsch, Korsakow, Alexander Lanskoy, Alexander Jermolow und Alexander Mamanow waren fast alles Männer, die er selber der Kaiserin als Günstlinge empfohlen und welche ihm als solche keinen Eintrag in der Verwaltung des Reiches thaten. Entweder waren sie beschränkte Köpfe, die sich des Ehrgeizes nicht fähig fühlten, oder wie Lanskoy gute Herzen, die ihn glaubten besiegen zu müssen. Genug, Potemkin wurde durch keinen von ihnen verdrängt und erhielt sich bis zu seinem Tode, also bis 1791 am Ruder des Staates. „Er war," wie das Werk „Russische

Günstlinge" von ihm sagt, „im ganzen Russischen Reiche, im Kabinet, im Felde, am Hofe, und selbst in dem Privatleben der Monarchie ohne Vergleich der wichtigste Mann. So weitläuftig und wundervoll die Zonen der Geschichte sind, so findet man dennoch wenig Emporkömmlinge, die mit so geringen Mitteln, als Potemkin hatte, auf die hohe Stufe des Glücks kamen, auf welcher er stand. Ganz Rußland und die benachbarten Staaten mußten bei dem fürchterlichen Gedanken zittern, daß das Schicksal ganzer Generationen von den Launen dieses Menschen abhing."

Obschon das hier eben Gesagte ziemlich linkisch und unbeholfen in seiner Abfassung erscheint, trifft es die Sache doch auf ein Haar. Potemkin war eine Zeitlang in der That beinahe eben so mächtig wie Ludwig der Vierzehnte. Wenigstens gab bei vielen Gelegenheiten sein Ausspruch in der ganzen Europäischen Politik den entscheidenden Ausschlag. Auch versäumten nur wenig Potentaten und hohe Personen ihm den Hof zu machen. Als 1777 der König von Schweden, 1780 Kaiser Joseph und im Herbst desselben Jahres der damalige Prinz von Preußen nach Petersburg auf Besuch zur Kaiserin kamen, konnte man recht gut auch annehmen, daß ein Theil der Huldigungen, welche Katharina erhielt, auf die Rechnung Potemkins zu setzen waren. War er doch, wie schon gesagt, der erste Mann, Minister und Regent des Landes. Er erklärte Krieg, er schloß den Frieden. Er allein auch hatte die Verwaltung in Händen. Diese Verwaltung

gedieh Rußland nun freilich nicht so wohl darum weil sie so überaus weise und klug war, denn dies ist sie in der Wirklichkeit nicht immer gewesen, sondern deswegen, weil sie vom Glück begünstigt wurde. Potemkin unterdrückte den Aufstand Jemeljan Pugatschews, der sich für den heimlich geretteten Peter den Dritten ausgab, mit dem er Aehnlichkeit hatte, eroberte die Krimm oder besser gesagt, ließ sie erobern und erhielt weil er aus einer Grille ihr den klassischen Namen Taurien zurückgab, die stolze Benennung des Tauriers davon. Einige Memoiren behaupten auch: Katharina habe ihn nach dem Tode Lanskoys geheirathet. Aber diese Heirath ist jedenfalls nur problematisch, wenn sie nicht geradezu ein Mährchen ist. Daß weder die Kaiserin noch Potemkin sich anderweitigen Neigungen hinzugeben Anstand nahmen, steht jedenfalls fest. Von dem Letzteren weiß man, daß er noch kurz vor seinem Tode ein ziemlich offenkundiges Verhältniß mit einer schönen Griechin hatte, einer Frau von Witt, deren Mann nichtswürdig und servil genug war, dasselbe so viel es in seinen Kräften stand, zu begünstigen, weil ihm daraus Vortheil und Beförderung erwuchs. Er befand sich meistentheils mit seiner Frau im Gefolge des Günstlings, der ihn aus Erkenntlichkeit dafür später zum Commandanten von Kerson machte. Im Kriege aber den Potemkin gegen die Pforte führte, waren noch beide in seiner Umgebung. Sie begleiteten ihn bei der Unterwerfung der Insel Beresan und bei seinen Siegen in der Moldau, wo er einen Feldzug führte,

wie ein persischer Satrap. Pracht und Luxus, in nie gesehenem Aufwande, machten sein Lager in den Tagen der Ruhe und des Waffenstillstandes zum Schauplatze der ergötzlichsten Festlichkeiten. Man spielte, trank, tanzte, man gab Theatervorstellungen und große Concerte, kurz: man genoß das Leben in vollen rauschenden Zügen, man genoß es um so wollüstiger, um so emsiger, als man es doch gleichsam unter den Schauern der Vernichtung, beim Rauschen der Fittiche genoß, welche der Engel des Todes über die Schlachtfelder breitet. Wie rasch man vom Taumel der Lust zu dem Gewirre des verderblichsten Kampfes überging, beweist am Besten eine Anekdote, die uns die Memoiren jenes Krieges hinterlassen haben. Bei einem festlichen Mahle erschien Frau von Witt als griechische Wahrsagerin, um dem Alexander von Rußland, als welchen man Potemkin feierte, aus den Karten die Zukunft zu entschleiern. In drei Wochen, rief sie dabei aus, in drei Wochen wirst Du Ismael (eine Festung, die man gerade belagerte) erobert haben. „In drei Wochen?“ entgegnete Potemkin lächelnd. „Warum so spät? Ich weiß ein Mittel die Sache schneller und sicherer abzumachen.“

Nach diesen Worten ließ er den General Souwaroff kommen und befahl ihm Ismael in drei Tagen zu nehmen. Augenblicklich wurden Anstalten getroffen, diesen Befehl ins Werk zu setzen. Die Zelte verschwanden, die Musik verschallte, der Sturm begann. Am dritten Tage schrieb Souwaroff im Namen Potemkin's, an Katharina:

„Das stolze Ismael liegt der allmächtigen Czarewna zu Füßen."

Natürlich stand die allmächtige Czarewna auch keinen Augenblick an den großen Potemkin auf das Verschwenderischeste zu belohnen. Er bekam 1790: 100,000 Rubel, einen Kommandostab, mit künstlichem Lorbeer umflochten, dessen Blätter Gold und strahlend von Diamanten waren; 1791 aber bekam er außerdem noch ein Palais, das 100,000 Rubel geschätzt wurde und ein mit Diamanten besetztes Kleid, dessen Werth auf 200,000 Rubel angegeben wird.

Alle diese Geschenke und alle die Feste und Triumphe aber, die Katharina ihrem ehemaligen Lieblinge bereitete, sie konnten, sagt Castera, die düstere Ahnung nicht verscheuchen, die dieser über sein baldiges Ende in sich aufsteigen fühlte. Mitten im Jubel, im Beifall des Volkes, zwischen allem Reichthum und allem Glücke beschlich ihn die Angst des Sterbens. Er seufzte, wenn man ihm zulächelte und zitterte vor dem Tode, wenn man die Gläser auf langes Leben anstieß. Er fühlte, daß es mit ihm zur Neige ging. Und mit diesem Gefühle verließ er Petersburg, um nach Jassi zu gehen, wo ein Friede mit der Pforte geschlossen werden sollte. Aber noch ehe er bis dahin gekommen war, unterlag er einem ansteckenden Fieber, das in der Gegend herrschte, die er durchreisen mußte. Er starb auf dem Wege, unter einem Baume an der Straße, zu dem er sich aus dem Wagen hatte bringen lassen.

M. L. P. Ségur, der zu seiner Zeit Französischer Gesandter in Petersburg war, giebt in einem Briefe an Castera folgende Charakteristick von ihm.

„Fürst Gregor Alexander Potemkin", schreibt er an den Verfasser des von uns mehrfach genannten Buches, „war ein Mann, der zu den außerordentlichsten seines Jahrhunderts gehört; aber um eine so bemerkenswerthe Rolle spielen zu können, als er sie gespielt hat, ist allerdings nöthig gewesen, daß er in Rußland geboren wurde und unter der Regierung Katharina II. lebte. In jedem andern Lande, in jeder andern Zeit, unter jedem andern Regenten würde er nicht am Platze gewesen und zu jener Stellung gekommen sein, die ein glücklicher Zufall allein für ihn geschaffen zu haben schien."

„Er vereinigte in seiner Person die aller entgegengesetztesten Eigenschaften. Er war geizig und zugleich prächtig, despotisch und zugleich human, hartherzig und zugleich wohlwollend, stolz und zugleich unterthänig, verschlagen und zugleich hingebend, Freigeist und zugleich abergläubisch, kühn und zugleich furchtsam, ehrgeizig und zugleich auch anerkennend. Verschwenderisch gegen seine Verwandten, seine Maitressen und Günstlinge, bezahlte er doch oft weder seinen Haushalt noch seine Gläubiger. Alles, was er besaß, hatte und war, hing von der Gunst einer Frau ab, und doch war er dieser Frau nicht sklavisch ergeben, ja, nicht einmal ihr treu zu der Zeit, da sie ihn über Alles liebte. Nichts glich der Thätigkeit seiner Phantasie und nichts der Trägheit seines Körpers.

Sein Muth erschrack vor keiner Gefahr und auf seine Unternehmungen konnte ihn keine Schwierigkeit verzichten machen. Aber nach dem Erfolge kannte er kein Interesse mehr für die Sachen, die er mit so viel Eifer unternommen; er ließ sie alle gleichgültig liegen."

„Er erschöpfte das Reich durch die Zumuthungen, die er ihm stellte und die Ausdehnung, die er seiner Macht zu geben wußte. War er doch in sich selbst erschöpft von der Wucht seiner Existenz; neidisch auf Alles, was Andere thaten und angeekelt von dem, was er selber verrichtete. Er verstand weder sich von seiner Muße noch von seiner Thätigkeit einen Genuß zu verschaffen. Es war ihm Alles zuwider, Arbeit, Vergnügen, Ehre und Ansehn. Die Menschen waren ihm und er den Menschen zur Last. Die ihn fürchteten, behandelte er mit Uebermuth und mit Zuvorkommenheit alle die, welche sich ohne Umstände ihm vertrauten."

„Er versprach Alles, hielt wenig und vergaß nichts. Niemand hatte weniger gelernt, aber Keiner war mehr unterrichtet als er. Er wußte nichts, aber er verstand Alles. Er besaß die Kunst gleich geschickt mit Handwerkern, Gelehrten und Künstlern umzugehen. Selten wird Jemand es inne haben, wie er es inne hatte, sich das Wissen Anderer zu nutze zu machen. Er versetzte in der Unterhaltung den Schriftsteller, den Theologen, den kleinen Gewerksmann in Erstaunen, durch das, was er so eben von ihnen gehört, so gewandt und verblendend konnte er das wiedergeben. Seine Kenntnisse waren nicht

tief, aber ausgebreitet. Er ergründete nichts, aber er berührte Alles."

„Die Wandelbarkeit seiner Stimmung breitete eine unbegreifliche Bizarrerie über alles aus, was er that und wollte, über seine Pläne, seine Ausführungen, seine ganze Lebensart. Heute wollte er Herzog von Kurland, morgen König von Polen und am dritten Tage wieder gar nichts sein. Dazwischen zeigte er auch wohl das Verlangen, Erzbischof oder gar ein niedriger Mönch zu werden. Natürlich aber blieb er, was er war. Er bauete ein prächtiges Palais, und wollte es verkaufen, als es fertig stand. Eines schönen Tages fiel es ihm ein, Krieg zu führen und zu diesem Zwecke umgab er sich mit Offizieren, Tartaren und Kosacken. Am anderen Morgen dachte er nur an Politik; da wollte er die Türkei zerstückeln und durch dieses Vorhaben alle Kabinette Europa's in Bewegung setzten. Zu einer andern Zeit beschränkte er sich darauf, nur an seinen Hof zu denken; während dieser Periode hatte er nur Sinn und Auge für Kleider, Schmuck und die Veranstaltung herrlicher Feste."

„Während ein Paar Monaten sah man ihm bescheiden zu Fuß die ganze Stadt durchwandern, um ein verlorenes Mädchen zu besuchen, bei dem er ganze Nächte zubrachte, Rang, Staat und alle Sitte vergessend. Dem entgegengesetzt gab es Wochen, in denen er seine Zimmer nicht verließ, mit nackten Füßen, entblößtem Halse und im Schlafrocke auf dem Sopha lag, Karten oder Schach spielte und die Stirn runzelte, wenn sich ihm ein Fremder zeigte."

„Alle diese Sonderbarkeiten erregten oft den Mißmuth der Kaiserin, aber sie reizten sie doch auch. In seiner Jugend hatte er ihr gefallen durch das Feuer seiner Augen, die Kraft seiner Gestalt, den männlichen Ausdruck seiner Schönheit. Im reiferen Alter bezauberte er sie durch die Art, wie er ihrem Stolze zu schmeicheln, ihrer Eigenliebe zu dienen und ihrem Ehrgeize Nahrung zu geben verstand."

„Mit achtzehn Jahren Unterofficier in der reitenden Garde bewog er am Tage der Verschwörung sein Corps, die Waffen zu Gunsten der Kaiserin Katharina zu ergreifen. Bald der Nebenbuhler Orloff's, begeht er seiner Herrscherin gegenüber alle Thorheiten, welche eine romantische Leidenschaft einem jugendlichen Herzen eingeben kann. Er verliert ein Auge, ohne seine Schönheit einzubüßen. Von seinem Gegner noch auf einen Augenblick verdrängt, stürzt er sich in die Schlacht. Er sucht den Tod und findet statt dessen — den Ruhm. Endlich zum Glücke seiner Liebe gelangt, entzieht er sich der schmachvollen Rolle, die diese ihm auferlegt, weil er klug genug ist, am Ende derselben eine Ungnade zu sehen, die ihn in das Dunkel seiner Zeit unfehlbar zurückstoßen würde. Aus diesem Grunde führt er seiner Geliebten selber die Günstlinge zu und wird aus ihrem Anbeter, ihr Vertrauter, ihr Freund, ihr General und Staatsminister."

„Panin war der Chef des Geheimraths und hielt auf das Bündniß mit Preußen. Potemkin bewog die Czarewna, die Freundschaft des Oesterreichischen Kaisers bei

ihren Unternehmungen gegen die Türken für nützlicher anzusehen. Er verbündete sie mit Joseph II. und verschaffte sich dadurch Mittel die Krimm und das Tartarenland zu erobern. Diesen Eroberungen ihre altgeschichtlichen und wohlklingenden Namen zurückgebend, zu Kerson und Sevastopel ein Marineheer schaffend, veranlaßt er Katharina selbst auf den Schauplatz seines Ruhmes zu kommen. Nichts ward von seiner Seite unterlassen, diese Reise für ewig berühmt zu machen. Aus allen Theilen des Reiches ließ man Geld, Lebensmittel und Pferde kommen. Die Wege, die Nachts befahren wurden, ließ man bunt und feenhaft erleuchten. Das Meer bedeckte man mit prächtigen Fahrzeugen. 50,000 Soldaten wurden neu eingekleidet und bewaffnet. Man sammelte die Kosacken, schulte die Tartaren. Man bevölkerte die Wüste, und um die Einöden nicht so unbewohnt erscheinen zu lassen, als sie in der That es waren, ordnete man an, daß ganze Dörfer und Ortschaften auf Holzplanken gemalt und durch Feuerwerke phantastisch belebt wurden. Sogar die Bergketten wurden illuminirt; wilde Gehölze in Englische Gärten umgewandelt. Der König von Polen kam auf dieser Reise um der zu huldigen, die ihn gekrönt hatte und bald nachher auch wieder entthronte. Auch der Kaiser Joseph II. erschien, um die Czarewna auf ihrem Triumphzuge zu begleiten. Dieser Triumphzug, welcher den Neid der feindlichen Reiche erregte, hatte einen neuen Krieg zur Folge, einen Krieg, den die Engländer und Preußen unpolitischer Weise die Türkei gegen Rußland

anzetteln ließen und in welchem dem Ehrgeize Potemkins nichts als neue Nahrung gegeben wurde. Er eroberte Oczakoff und bekam dafür das Groß-Kreuz Saint-Georges, der einzige Orden, der seiner Eitelkeit zu wünschen übrig geblieben war, und den er nun, wenn auch eigentlich nur für das Paradebett seiner Leiche erhielt. Er starb in der Moldau und das sehr plötzlich; sein Tod, von ein Paar Nichten und wenigen Freunden betrauert, beschäftigte eigentlich nur seine Widersacher, die sich gierig in seine Verlassenschaft theilten; er war bald vergessen."

"Potemkin ging es wie einem glänzenden Meteor, das man mit Eclat erscheinen und dann spurlos verschwinden sieht. Er begann alles und vollendete nichts, er brachte die Finanzen und die Armee in Unordnung, entvölkerte sein Land und bereicherte es nur mit neuen Wüsten. Die Berühmtheit der Kaiserin wuchs durch seine Eroberungen; sie wurde bewundert, aber er gehaßt. Die Nachwelt vielleicht, wenn sie gerecht sein will, ändert dies ab und läßt ihm mit dem Gewichte der Vorwürfe zugleich den Ruhm der Erfolge angedeihen. Sie wird alsdann Potemkin allerdings nicht als großen, aber doch immerhin als außergewöhnlichen Mann bezeichnen; bezeichnen als einen Mann, in dem gleichsam das Emblême, das Sinnbild ganz Rußlands gegeben ist."

"Er war in der That kolossal wie das Reich, das er regierte. Er vereinigte in seinem Geiste Kultur und Wildniß, wie Rußland das auch vereinigt; man konnte in ihm den Asiaten, den Europäer, den Tartaren und

Kosacken gewahren. Die natürliche Rohheit des eilften und die raffinirte Verderbtheit des achtzehnten Jahrhunderts; die in allen Fächern sich zurechtfindende Oberflächlichkeit und die Unwissenheit des Klosters; das Aeußere der Civilisation und darunter die Spuren der Barbarei. Will man das Bild vollenden, so kann man sogar wagen zu behaupten, daß sein offenes und sein geschlossenes Auge das schwarze, ewig fluthende Meer und jene stets mit Eis belegte Nordsee dargestellt habe."

„Dies Portrait mag übertrieben erscheinen, aber die, welche Potemkin gekannt haben, werden nichtsdestoweniger die Wahrhaftigkeit desselben bezeugen können. Dieser Mann hatte große Fehler, aber ohne diese, hätte er vielleicht nie seine Kaiserin, sein Land beherrscht. Der Zufall hat ihn grade so gemacht, wie er geeignet war über eine außergewöhnliche Frau und ein seltsames Reich seine Gewalt auf so lange Zeit hin zu behaupten."

Am Meisten haben diese Aufstellung noch die Thatsachen bewiesen, daß Katharina sowohl wie ganz Rußland eine Art von Anerkennung für Potemkin auch nach seinem Tode bewahrten. Bei der Feier des Türkischen Friedens verfertigte man im Senate, auf Befehl der Kaiserin, eine Lobschrift auf ihn, die in der Hauptkirche in Kerson in einem silbernen Behältniß aufbewahrt wird. In dieser Kirche wurde ihm auch ein Denkmal errichtet, und im Zeughause daselbst sein Bildniß aufgestellt. Auch eine Denkmünze wurde auf ihn geprägt.

Katharina verlor jedenfalls in ihm den hervorragendsten

Mann ihrer Zeit, ihren ersten Minister und unternehmendsten General; was ihr blieb, waren meist nur Schwachköpfe, dürftige Geister, banale Sinnenmenschen, in denen nur ihre Begierden Nahrung aber Rußland nicht mehr den Genius seiner Nation zu finden im Stande war. Peter Sawadowsky muß für gutmüthig aber unbedeutend gelten; Alexander Besborodko besaß mehr Geist, Thatkraft und Muth, aber doch keine hervorstechenden Gaben. Sorizsch war tollkühn, eitel, prahlerisch, vielleicht nicht ohne Reiz für Frauen, aber knabenhaft vor Männern. Das Letztere gilt auch von Korsakow. Alexander Lanskoy allein macht eine Ausnahme. Zwar ist er kein großer Geist, kein Held, kein Staatsmann gewesen, aber doch eine rührende, sinnige Persönlichkeit. Er hatte etwas von einem Deutschen Jünglinge. Er war mild, träumerisch, weich, wie man das oft an Personen findet, denen die Ahnung eines frühzeitigen Todes eine Art von elegischer Stimmung giebt. Was man über diesen Günstling in den Russischen Memoiren liest, das ist wie aus einem Gedichte der Göttingischen Schule, wie aus einem Liede von Hölty.

Katharina verlor ihn in der Blüthe seiner Jugend und ließ ihn in einer romantischen Gegend des Gartens in Sarskoe-Selo begraben, wo er bei Lebzeiten gewünscht hatte einst nach seinem Tode beerdigt zu werden. Eine einfache, aber kostbare Urne von Marmor bezeichnet seine Grabstätte, an welcher Katharina oft geweint haben soll. Oft aber nicht lang, denn sie tröstete sich sehr bald in den Armen eines

gewissen Alexander Jermolow, der, wie es heißt, viel Verstand, Rechtschaffenheit und Kenntnisse, aber wenig Gewandheit besaß. Potemkin pflegte ihn seiner auffallenden Blondheit und breiten Nase wegen, „den weißen Mohren" zu nennen.

Nachdem dieser in Ungnade gefallen, kam Alexander Mamonow in Gunst, aber auch nur auf kurze Zeit. Er machte bald Platon Sukow, dem letzten bemerkenswerthen und öffentlich anerkannten Günstlinge Katharinen's Platz. Nächst Gregor Orloff war er derjenige von allen Männern, zu denen die Kaiserin am Längsten in einem Verhältniß stand. In den „Russischen Günstlingen" heißt es, daß er von allen der kleinste, schwächste und häßlichste war. Aber nächst Potemkin hatte er gewiß den meisten Verstand und die größeste Klugheit. Er allein nur hat noch eine solche Stellung eingenommen, wie sie jener einnahm. Er war Staatsmann und General. Er schloß den Frieden mit Schweden zu Werela, den Frieden mit der Pforte zu Jassy; die Revolution und die daraus entstehenden Aufstände in Polen begünstigte er, um die zweite Theilung dieses Reiches zu ermöglichen. Curland nahm er widerrechtlich in Besitz und die Begünstigung der Französischen Emigranten war sein Werk.

Umsicht, Fleiß und Energie sind ihm nicht abzustreiten, wohl aber Großartigkeit der Seele und des Geistes. Viel aber nichts Außerordentliches hat er geleistet. Er überlebte Katharina.

Katharina war alt geworden, ohne aber in ihren Ausschweifungen sich durch die vorrückende Zahl ihrer Jahre irgendwie beschränken zu lassen. Sie blieb unersättlich und ewig lüstern in ihren Begierden. Aber, wenn man dies rügt, wie es gerügt zu werden verdient, so darf man sich allerdings dadurch nicht verleiten lassen, ihr diejenige Anerkennung zu versagen, auf die sie vollen Anspruch zu machen hat.

Katharina, das ist nicht zu leugnen, war eine außerordentliche Frau. Obschon lasterhaft und oft grausam in ihrem Privatleben, zeigt sie doch eine Art von Größe und Erhabenheit in der Geschichte. Diese Erhabenheit und Größe in der Geschichte ist allerdings nicht von dem Range und der Bedeutung, vom welchem und welcher die Historiker und besonders die Deutschen sie ihr zugestehen wollen, aber sie ist dennoch noch immer der Beachtung und einer gewissen Anerkennung werth. Diese ihr nehmen zu wollen ist durchaus nicht unsere Absicht. Im Gegentheil, wir wollen ihr zuerkennen, was ihr zuzuerkennen ist, vor allem Muth, Unternehmungsgeist und ein gewisser politischer Instinkt. Auch daß sie vieles sehr Wichtige für ihr Reich gethan, wollen wir ihr unbenommen lassen. Sie führte 1768 die Impfung der Kinderblattern in Rußland ein und ließ bis weit nach Asien hinein eigene Pockenhäuser errichten, in denen die Impfung vorgenommen wurde. Sie zuerst auch war es die ihr großes und in unermeßlicher Ausdehnung sich erstreckendes Reich nicht allein erweiterte und erhielt,

sondern auch der Wissenschaft und Kenntniß im übrigen Europa förmlich und zum ersten Male eroberte. Sie ließ ihre entlegenen Provinzen durch gründliche Beobachter und vorzüglich Naturforscher untersuchen, Landesmessungen vornehmen und daraus Karten bekannt machen. 1764 legte sie zu Irkuzk eine Navigationsschule an und schon vorher gründete sie die große öffentliche Bibliothek in Petersburg. Als ihr herrlichstes Werk aus dieser Zeit werden die Anstalten gerühmt die sie zur Abfassung eines neuen Gesetzbuches treffen ließ. Unser Archivrath schreibt darüber:

„Im August 1767 ward die Commission zu Moskau eröffnet. Die Mitglieder derselben waren eine der größten Merkwürdigkeiten für Europa. Um den Entwurf zu einem allgemeinen Gesetzbuche zu entwerfen, welcher das Staatsrecht, das Kriminalrecht, die bürgerlichen Verordnungen, den Prozeß, die Staatswirthschaft, die Polizei, begreifen sollte, und für ein despotisches Reich bestimmt war, wurden nicht von der Krone die Arbeiter des Werkes ernannt, sondern sie waren Deputirte, von den Kollegien und von den verschiedenen Klassen der Unterthanen des Kaiserthums völlig frei erwählt. Diese Männer wurden geschickt: 1) aus dem Senat, der Synode, den übrigen Kollegien und Kanzleien, von jedem Orte Einen; 2) aus jedem Distrikt eines Gouvernements, worin Adliche angesessen sind, ein Edelmann; 3) von jeder Stadt ein Deputirter; 4) von den Freibauern jeder Provinz Einer; 5) von den auf Ackerbau angesessenen Soldaten, den

vorzeiten zum Kriegsetat, und den noch jetzt zur Landmiliz gehörigen Bauern, aus jeder Provinz Einer; 6) von den Reichsbauern, die statt des Kopfgeldes eine Naturalabgabe an die Krone leisten, aus jeder Provinz Einer: 7) von den verschiedenen Völkern im Russischen Reiche, die ihre Wohnsitze nicht ändern (also mit Ausschluß der Nomadischen Horden) getaufte oder ungetaufte, von jeder Nation und aus jeder Provinz Einer; 8) von den Kosacken endlich sandte das Hauptcommando unter dessen Befehle sie stehen, die nöthigen Deputirten. — Jeder Stand, Kreis u. s. w. ernannte erst einen Marschall oder Aeltesten oder Kreisbevollmächtigten, unter dessen Leitung das Wahlgeschäft des eigentlichen Deputirten ordnungsmäßig geschah. Dieser Letztere muß (wie die Vorschrift bestimmt) ein Mann aus dem Stande der wählenden Kommune und aus dem Distrikte sein, angesessen, unbescholten, wenigstens fünf und zwanzig Jahr alt; ein Deputirter des Landvolks muß dreißig Jahre zählen, Gatte und Vater sein und keine öffentliche Strafe erlitten haben. Die Wähler ertheilen ihren Abgeordneten, außer der Vollmacht, eine Instruktion, welche die einmüthig abgefaßten Wünsche und Beschwerden des Landes oder der Provinz begreift. Die Deputirten und Völkerschaften, die kein Russisch reden, müssen Dollmetscher mitbringen; und können bei ihrer Ankunft in der Hauptstadt sich einen Vorsprecher, aus welchem Stande sie wollen, wählen. Jeder bekommt aus der Kronkasse ein jährliches Gehalt: Der adlige 400 Rubel, der Stadt-

deputirte 120, jeder andere 37; außerdem jeder eine goldene Schaumünze, mit der Kaiserin Namen auf der einen und einer Spitzsäule auf der andern Seite an einer goldenen Kette im Knopfloch zu tragen. Sie sind sämmtlich auf Lebenslang von der Todesstrafe, von aller Tortur, von allen Leibesstrafen frei, worin auch ihr Verbrechen bestehen mag; wer sie beleidigt, verletzt, tödtet, wird doppelt so scharf bestraft als es sonst in dergleichen Fällen geschehen würde.

„Die äußerst zahlreiche, und äußerst gemischte Gesellschaft dieser unter sich an Stand, Vermögen, Nation, Sprache, Glauben, Kleidung, Sitten, so verschiedenen und hier doch zu Einem Zweck vereinigten Versammlung gab in Moskau ein sonderbares aber wahrhaft feierliches und ehrwürdiges Schauspiel. — Es wurden zur Abfassung des neuen Gesetzentwurfes sogar Ausländer, besonders einige Gelehrte aus Deutschland, eingeladen.“

Unser Archivrath führt um dieses Kapitel zu vervollständigen einige von den Institutionen an, welche die Kaiserin diesem Gesetzbuche zur Grundlage gegeben wünschte. Viele davon dürfen in der That auch als Sätze gelten, welche die feinsten Bemerkungen, die richtigsten Ansichten und edelsten Gesinnungen zu Tage legen. Sind sie meist auch nur Reproduktionen und Reminiscenzen vorzüglicher Stellen aus den berühmtesten Philosophen Roms und Griechenlands, so ist dies doch immer genug um zu zeigen, daß Katharinens Geist Bildung und Aufschwung hatte. Diese geistige Bildung und

dieser geistige Aufschwung können ihr selbst dann noch nicht ganz abgestritten werden, wenn man annimmt, daß das alles nicht allein von ihr herrührt, sondern ihr zum größesten Theile nur untergelegt worden ist. Das Gute befördern, ist auch schon etwas Gutes. Und Katharina that das hier. Ueberdies weiß man, daß sie belesen und wohl im Stande war die Feder zu führen. Wohl also darf deswegen füglich vorausgesetzt werden, daß wenigstens manches, von dem, was sie vorschlug, ihrem eigenen Kopfe entsprungen. Aus dieser Rücksicht wollen wir hier auch gern ein Paar Stellen ihrer Gesetzvorschläge citiren; sie geben vielleicht im Allgemeinen den Standpunkt an, auf dem sich die Czarewna befand und welcher durchaus als ein philosophisch nicht ganz niedriger und planer anzusehen sein wird.

Unter anderem sagt sie z. B. „Viele Dinge herrschen über den Menschen: die Religion, das Klima, die Gesetze, gewisse angenommene Staatsregeln, Beispiele vergangener Begebenheiten, die Sitten, die Gebräuche. Aus diesen Dingen entsteht bei dem Volke eine allgemeine Denkungsart." Dann: „Die Gesetzgebung muß sich, so viel es geht, eben nach dieser allgemeinen Denkungsart richten Wir machen nichts besser, als was wir freiwillig und zufolge unserer Neigung vornehmen. Die bessern Gesetze einzuführen, ist nöthig, daß die Gemüther der Menschen schon dazu vorbereitet seien. . . . . Wenn zum Besten eines Volkes eine große Veränderung erfordert wird, so muß das, was durch Gesetze eingeführt worden, durch

Gesetze, und was die Gebräuche in Schwung gebracht haben, durch Gebräuche verbessert werden. Es ist eine schlechte Politik, die durch Gesetze verändern will, was durch Gebräuche verändert werden muß." Ferner: „Forschet mit Aufmerksamkeit nach der Ursache der Indisciplin; ihr werdet finden, daß sie von der Freiheit ungestraft zu sündigen, nicht aber von der Gelindigkeit der Strafen herrührt. . . . . Oft denkt ein Gesetzgeber, der sich vorgenommen hat ein Uebel zu heilen, an nichts mehr, als an diese Heilung, seine Augen sind nur auf diesen Gegenstand gerichtet, und sehen nicht auf die schlechten Folgen, die daraus entstehen können". An einer anderen Stelle heißt es: „Man verbietet in souveränen Staaten Schriften die allzuanzüglich sind; dies aber ist mehr ein Gegenstand der Polizei als ein Verbrechen. Man muß sich wohl in Acht nehmen diese Untersuchung nicht zu weit zu treiben, indem zu befürchten ist, daß der Verstand dadurch Zwang und Unterdrückung leide. Es kann daraus nichts anderes als Unwissenheit entstehen; man vernichtet die Gaben des menschlichen Verstandes und benimmt die Lust zum Schreiben."

Wir könnten noch viele ähnliche Stellen ausziehen, allein wir meinen die hiergegebenen genügen um Katharina hinreichend in dieser Beziehung zu charakterisiren. Jedermann wird in diesen Auszügen erkennen, daß darin der Geist Friedrich des Großen lebt. Friedrich der Große war das Vorbild, dem damals mehr als ein Regent und oft lächerlich genug, nachzuahmen versuchte. Auch die

Kaiserin von Rußland that es. Sie war in den Staaten und gleichsam an den Thronesstufen dieses großen preußischen Monarchen geboren. Sein Genie, das einer ganzen Epoche seinen Stempel gab, übte auch auf sie seinen Einfluß. Sie wollte der weibliche Friedrich sein und ihm an Ruhm, Glanz und Ansehn in keiner Beziehung nachstehen. Darum diese philosophischen Abhandlungen, diese Freisinnigkeit und Aufklärung; darum diese humanen Einrichtungen, diese weisen Gesetzerlasse, diese Feldzüge, diese Vorliebe für das klassische Alterthum, diese Benennung Taurien für die Krimm, diese Nacheiferung in der Verehrung Französischer Autoren, diese Briefe an Voltaire, d'Alembert, dieser Eifer Constantinopel zu erobern. Dies Alles geschah gewiß zumeist aus dem Ehrgeiz mit Friedrich den Großen zusammen sich in den Ruhm ihres Jahrhunderts zu theilen. Vielleicht, daß sie es für bedeutungsvoll hielt gewissermaßen unter seinen Augen geboren worden zu sein und wie er den Beinamen der Zweiten zu führen. Der zweite Friedrich und die zweite Katharina! Warum nicht auch Katharina die Große und Friedrich der Große? Der Gedanke liegt nah', es ist wahr, und Katharina mag oft genug von dieser Größe geträumt haben! Sind doch auch einige Historiker wirklich so galant gewesen sie ihr zu zuerkennen. Aber das Volk, die unbestochene Geschichte thaten es nicht. Sie haben immer neben Friedrich den Großen, nur Katharina die Zweite gesetzt. Und mit Recht, denn die historische Größe kann man nicht verleihen, wie einen Adlerorden

oder wie ein Adelsdiplom, sie muß angeboren sein. Sie muß da sein aus sich, von sich selbst, denn sie ist etwas, was ganz unabhängig von Glück, von Lorbeer und Siegen dasteht. Ruhm ist allerdings etwas Großes, aber es ist noch lange die Größe nicht. Darum war auch Katharina nicht groß. Schon weil sie es sein wollte, war sie es nicht. Groß kann man nicht werden, groß muß man sein. Darin liegt das Mysterium, in das damals alle Herrscher eingedrungen zu sein meinten, wenn sie Friedrich dem Großen nachäfften. Aber diese Nachäffung ist oft nur, wie wir das schon gesehen haben, eine Lächerlichkeit gewesen, eine Lächerlichkeit so gut wie die Nachäffung Ludwig XIV. und Ludwig XV. In der Epoche zwischen diesen liegt der Keim der Revolution. Und dadurch, daß die Regenten bald diesen bald jenem nachahmten erzeugten sie jenes Chaos der Liberalität und des Despotismus, aus dem sich ganz natürlich und nothgedrungen eine neue Weltanschauung erzeugen mußte.

Aber nicht diese, sondern Katharina ist es, die wir hier zu behandeln haben. Kommen wir also auf sie zurück und gestehen wir ihr, wenn auch nicht die Größe, doch die Bedeutsamkeit in der Geschichte zu. Sie strebte und eiferte sowohl den Französischen Regenten als auch dem Preußischen nach, aber sie that es, das muß ihr gelassen werden, mit so viel Umsicht, Klugheit und Maß, daß sie dadurch nicht allein all den Thorheiten anderer Nachahmer sondern zum Theil auch sogar denen der Nachgeahmten und Nachzuahmenden selbst entging. Wir

sagen zum Theil; denn daß sie z. B. in dem Treiben mit ihren Günstlingen fast um ein Paar Schritt weiter gegangen ist als jene beiden Französischen Könige zusammengenommen im Maitressenwesen, das haben wir bereits an einer früheren Stelle hervorgehoben und verdientermaßen auch gebrandmarkt. Hier aber wollen wir auf das Gute, was sie geleistet zurückgehen und darum vor allem auch hervorheben, daß sie, wie Friedrich der Große Autor, sich bestrebte Schriftstellerin zu sein. Sie verfaßte Lustspiele und einen Abriß der Russischen Geschichte. Ihr Hauptwerk aber war eine Schrift, die sie zum Nutzen ihrer Enkel schrieb und die „Bibliothek der Großfürsten" nannte. Darin gab sie Geschichte, Länderkunde, Mährchen, alles Dinge, welche die Jugend bilden und erziehen helfen sollten. Wie fast alle lasterhaften und verdorbenen Personen aus der Geschichte jener Zeit, so sehen auch wir sie hauptsächlich ihr Augenmerk auf die Kindheit richten. Die Kindheit, das war die Manie der Maintenon, die Schrulle des Herzogs von Würtemberg, die Schwärmerei der Katharina. Und warum? Uns scheint es wunderbar, daß man sich diese Frage noch nicht für eine ernste Würdigung vorgelegt. Man that, dies damals nicht ganz ohne Ursach. Jean Jaques Rousseau besonders und auch manche von den Enciclopädisten hatten die Jugenderziehung angeregt. Die Revolution fing mit dem Interesse für eine neue Generation an. Und dieses Interesse wollte die alte Welt der neuen aus den Händen ringen, weil sie die Rache und Vergeltung des nach-

kommenden Geschlechtes fürchtete und es deswegen durch Erziehung und Bildung in seiner Weise an sich knüpfen und ketten wollte. Diese Ankettung und Knüpfung war nicht die bloße Liebe und Neigung zur Jugend, sie war der Instinkt, der das Jahrhundert Ludwig XIV. und XV. die Revolution in ihr fürchten ließ. Sehet diese Französischen Könige im Fräulein-Stifte zu Saint-Cyr, diese Deutschen Despoten in ihren Kunst-Akademien und Schulen, wie sie dieser aufgährenden und wilden Jugend freundlich thun! Meint ihr, das geschehe, weil sie für diese Jugend ein Herz haben? Nein, weil sie sich davor ängstigen. Friedrich der Große, der dies nicht that, hat sich um die Jugend nicht bekümmert. Er war schon vom andern Ufer des Jahrhunderts und hatte für diese Furcht kein Verständniß. Aber Katharina hatte es noch zum Theil. Deswegen schrieb sie jene „Bibliothek der Großfürsten," worin besonders „das liebliche Mährchen von dem Zarewitsch Chlor" gerühmt wird. Chlor! Als ob sie damit eine treffende Allegorie hätten geben mögen! Wer weiß nicht, daß das Chlor eines der revolutionärsten Elemente in der Chemie ist!

Da uns die Chemie auf die Wissenschaft führt, so wollen wir auch hier gleich angeben, was Katharina im Bereiche dieser gewirkt. Zunächst muß erwähnt werden, daß sie die von Peter I. angelegte Akademie der Wissenschaften durch bedeutende Gelehrte, die sie entweder aus dem Auslande kommen oder in diesem bilden ließ, erweiterte und von Ansehn machte. Außerdem stiftete sie

1783 auch eine Akademie der Russischen Sprache. Das Landkadettencorps wurde erweitert, ein Artillerie- und Ingenieur-Kadettenhaus nebst einem Seekadettencorps eigends noch errichtet. Schulen ließ sie anlegen und Lehranstalten, aus denen künftig Universitäten und Handels-Institute erwachsen sollten. Auch Erziehungshäuser zu gründen war eine besondere Sorge von ihr.

Was ihren Hofstaat anbetrifft, so werden die Kosten desselben jährlich auf 4,000,000 Rubel berechnet; die zahlreichen und immer sehr kaiserlichen Geschenke an Generale, Staatsmänner und Günstlinge nicht mit eingeschlossen.

Ihre gewöhnliche Lebensart war, daß sie um sechs Uhr des Morgens aufstand, manchmal auch früher, sich gemeinhin ihr Frühstück selbst bereitete, kurze Toilette machte und dann zur Arbeit ging. An dem Tage, wo kein Rath gehalten wurde, arbeitete sie von acht bis eilf Uhr im Kabinette allein; dann ging sie in die Kirche, die bis zwölf dauerte. Von da bis eins hatten die verschiedenen Minister Vortrag. Um ein halb zwei hielt sie ihre Tafel, dann ging, fuhr oder ritt sie spazieren. Um sechs pflegte sie in der Russischen oder Französischen Komödie zu erscheinen, um zehn zu Abend zu essen und um eilf das Bett zu suchen.

Der einzige Tag, an welchem Cour bei ihr gehalten wurde, war der Sonntag. Nach der Kirche gab sie Audienz, bei welcher sie jedem Vorgelassenen erlaubte ihre Hand zu küssen. Zu gleicher Zeit theilte sie Gnaden

und Beförderungen aus. Die eigentliche Cour fing um sechs Uhr Abends an. Sie bestand gewöhnlich in Ball oder Concert. Die Kaiserin selbst aber tanzte nicht, sondern spielte während dessen Karten, am meisten Piket. Nach dem Spiele ging sie durch die Säle und unterhielt sich mit den Anwesenden; gewöhnlich nach zehn entfernte sie sich geräuschlos durch eine Seitenthüre.

Natürlich gilt dies Alles nur für den Winter. Im Sommer, wenn sie auf einem ihrer Lustschlösser residirte, fiel die Cour fort. Dafür aber gab sie dann große, prächtige Feste im Freien: Feuerwerke, Illuminationen, Gondelfahrten und Caroussels.

Um nun zuletzt von ihrer Person zu sprechen, so schildert sie Castera als eine Frau, die in ihrer Jugend schön gewesen sei und sich bis in ihr hohes Alter wenigstens die Anmuth und die imponirende Würde der äußern Erscheinung zu bewahren gewußt habe. Sie war von mittlerer Statur, sagt er, aber gut gewachsen; und weil sie stets sehr grade und mit in die Höhe gehobenen Kopfe ging, konnte sie sogar als groß erscheinen. Ihre Stirn war frei, ihre Nase fein, ihr Mund angenehm und ihr Kinn obschon ein wenig lang, doch durchaus nicht mißgestaltet. Ihre Haare waren kastanienbraun; ihre Augenbrauen schwarz und dicht, ihre Augen blau, nicht selten eine affektirte Güte aber noch öfter einen Stolz von unbegrenztem Maaße zeigend. Ihren Zügen fehlte es nicht an Ausdruck, aber dieser Ausdruck diente weniger dazu

dasjenige zu zeigen, was in ihrer Seele vorging, als vielmehr dazu es zu verbergen.

Gewöhnlich ging sie in Russischer Nationaltracht. Sie trug einen kurzen, grünen Oberrock; einen Oberrock, der vorn nur bis über den Schooß hinabreichte und enge bis zum Handgelenke reichende Aermel hatte. Ihre leicht gepuderten Haare fielen bis auf die Schultern und waren auf dem Scheitel von einem mit Diamanten besetzten Häubchen bedeckt. In den letzten Jahren ihres Lebens legte sie stark rothe Schminke auf, weil sie auf ihrem Gesichte die Spuren der Zeit nicht bemerkbar werden lassen wollte.

Allein, wenn sie sie auch dort übertünchte, so kamen sie doch desto auffallender an andern Theilen ihres Körpers zum Vorschein. Sie wurde gegen das Ende ihres Lebens hin unförmlich dick und bekam aufgeschwollene, öfter in Eiter ausbrechende Beine, so daß sie zuletzt kaum noch zu gehen, Treppen aber fast gar nicht zu steigen vermochte. Aus welchem Grunde einige Höflinge, die sich ihr besonders zuvorkommend zeigen wollten, mit großen Kosten die Treppen in unmerklich abhängige und mit Teppichen belegte Auffahrten verwandeln ließen.

Aus dieser Zeit aber schreibt der Major Masson in seinen Geheimen Denkwürdigkeiten über Rußland, dennoch von ihr noch Folgendes: „Katharina besitzt im sieben und sechszigsten Jahre noch Reste von Schönheit. Ihre Haare sind immer mit antiker Einfachheit und äußerstem Geschmacke geordnet; und nie stand eine Krone einem Kopfe

besser, als sie dem Ihrigen steht. Sie ist von mittlerem, aber vollem Wuchse und keine andere Frau von ihrer Wohlbeleibtheit versteht es sich so schicklich und anmuthig zu kleiden, als sie es thut. Es ist, als ob die Heiterkeit und das Zutrauen welches sie einflößt, in ihrem engeren Umgange Schäckerei, Jugend und Scherze vereinigte. Ihr einnehmendes und vertrauliches Ansehen versetzt Alle, die bei ihr Zutritt haben und ihrer Toilette beiwohnen, in behagliche Stimmung; sobald sie jedoch die Handschuhe anzieht und sich in die benachbarten Gemächer begiebt, nimmt sie eine ganz andere Haltung und Miene an. Die liebenswürdige und fröhliche Frau verwandelt sich plötzlich in die majestätische und würdevolle Kaiserin. Wer sie da zum ersten Male sieht, findet sie gewiß nicht unter seiner Erwartung und muß ausrufen: Ja, sie ist es, sie ist wirklich die Semiramis des Nordens! Man kann auf sie so wenig, wie auf Friedrich den Großen den Grundsatz anwenden, der da heißt: daß die Erscheinung den Ruf vermindere."

„Ich sah sie," fährt Masson fort, „zehn Jahre lang ein oder zwei Mal die Woche und immer mit neuem Interesse. Die Aufmerksamkeit mit der ich sie betrachtete, bewirkte zuerst, daß ich mich mit der Menge vor ihr niederzuwerfen vergaß; die Huldigung, welche ihr mein Blick zollte, war ohne Zweifel schmeichelhafter. Sie ging langsam und machte kleine Schritte, die Stirn hoch und heiter, das Auge ruhig und oft niedergeschlagen. Sie grüßte mit einer leichten Verbeugung, die nicht ohne

Anmuth war, aber mit einem erzwungenen Lächeln, das mit ihrer Verneigung kam und ging. Wenn sie ihre Hand einem Fremden zum Küssen gab, that sie es sehr artig und sagte ihm gewöhnlich ein Paar Worte über seine Reise und Ankunft; dann aber sah man die Regelmäßigkeit ihrer Züge sich entstellen und vergaß einen Augenblick die große Kaiserin über der alten Frau; denn der Mund, den sie aufthat, war zahnlos und ihre Stimme hohl und undeutlich Der untere Theil ihres Gesichtes hatte etwas Rauhes und Plumpes, ihre hellgrauen Augen etwas Falsches und eine gewisse Falte an der Nasenwurzel verdüsterte ein wenig ihr Aussehen."

Dieses Aussehen, das wir hier in den Schilderungen der Augenzeugen gegeben haben, ist gewiß in vieler Beziehung wahr und treffend gezeichnet, scheint uns aber, wenn wir es mit den Portrait's vergleichen, die uns selber von Katharina vorliegen, noch immer sehr in hofmännischer Manier abconterfeit zu sein. Nehmen wir das Bildniß, das sie in ihrer blühendsten Jugendzeit darstellt und welches charakterischer Weise unser guter Archivrath seinem Buche vorgesetzt hat, so erblicken wir da sehr idealisirte, regelmäßig schöne Züge, Züge, denen man um sie nur ja recht schmeichelhaft erscheinen zu lassen einen antiken Helm, ein Helm aus der Griechischen Heroenzeit aufgestülpt hat. Dieser aufgestülpte klassische Helm, der einmal die gute Eigenschaft besitzt, daß er die ziemlich banal und unbedeutend geformte Stirn bedeckt, dient zum Andern auch noch dazu, den Beschauern gleich die Kate-

gorie anzudeuten, in die man die große und berühmte Frau zu versetzen gewünscht und geglaubt hat, in die Kategorie der Heroinen nämlich. Diese Heroine, es ist wahr, sie erscheint edel und schön, aber doch nur in einer Schönheit und einem Adel, wie solche der Pinsel eines Malers zu geben vermag. Dieser Mund, diese Nase, diese ganze kokettgezeichnete Form des Gesichts, sie beweisen, daß hier geschmeichelt worden. Und diese Schmeichelei, man weiß es, liebte Katharina, denn Katharina war eitel, wie eine kleine Grisette, eitel noch in ihrem spätesten Alter. Der berühmte Maler Lampi hatte ihr Bild ziemlich ähnlich, obschon ebenfalls sehr geschmeichelt, aber mit jener verdüsternden Falte gemalt von welcher der Major Masson erzählt. Darüber gerieth sie außer sich. Er mußte das Bild überarbeiten und mindestens um zehn Jahre verjüngen, in welcher Verjüngung wir es nun vor uns haben. Die Czarewna erscheint darauf mit harten, breiten Zügen, mit Zügen, die unter all' der angenommenen Freundlichkeit einen hohen Grad von Grausamkeit erkennen lassen; von der Sinnlichkeit nicht zu reden, die klar darauf ausgeprägt liegt.

Von dieser Grausamkeit hat Katharina oft genug Belege gegeben. Den Tod Peter III. hat sie, wie wir schon gesagt, wenn auch nicht befohlen, doch gebilligt, den des Prinzen Iwan hat sie gewünscht. Diesen Unglücklichen, der mit seinen Eltern von Elisabeth entthront und in's Gefängniß geworfen worden war, wollte Peter III. statt seines Sohnes, den er nicht anerkennen mochte, zu

seinem Nachfolger ernennen. Aber dieser Ernennung kam Katharina, wie unsere Erzählung nachgewiesen hat, durch die Entfernung und Ermordung ihres Mannes zuvor. Doch gab sie sich damit nicht zufrieden. Da ihr Iwan einmal als Schreckbild vorgehalten worden, so ruhte sie nicht eher, als bis auch dies vernichtet war. Der arme, seit seiner frühesten Kindheit im Kerker schmachtende Prinz wurde 1764 in der Festung Schlüsselburg ermordet und zwar lediglich, wie es in den Memoiren heißt, durch die Intriguen Katharinen's und ihrer Räthe,. Sie gaben nämlich Befehl, daß Iwan augenblicklich niedergemacht werden sollte, im Fall man den Versuch wagen möchte ihn zu befreien. Einen solchen Befreiungsversuch aber begünstigten oder veranstalteten die Kaiserin und ihre Anhänger selbst. Sie verleiteten und bestachen einen Offizier, Namens Wassili Mirowitsch den Prinzen seinem Kerker zu entreißen. Mit einigen Mann der Festungswache drang er in das Gefängniß ein, in welchem dann sofort der in Haft gehaltene Thronfolger von den gut instruirten Gefängnißwärtern niedergemacht wurde. Ein nicht weniger schreckliches Schicksal hatte eine natürliche Tochter der Elisabeth, welche unter dem Namen einer Fürstin Tarakanoff in Rom von einem Fürsten Radziwill erzogen wurde, wie es heißt, um sich später einmal durch den Eclat, den er mit diesem unehelichen Kinde der Kaiserin hervorbringen wollte, an der Schmach zu rächen die von Russischer Seite seinem Vaterlande Polen angethan wurde. Katharina, die von dieser Absicht erfuhr,

beorderte oder ließ es doch geschehen, daß Alexis Orloff, ein Bruder Gregor's, als er in Italien reiste, alle möglichen Kunstgriffe anwandte um diese junge Person in's Verderben zu führen. Um sie ganz sicher zu bestricken, stellte er sich in sie verliebt, versprach sie zu heirathen und verlockte sie: ihm von Rom aus nach Livorno zu folgen und sich dort mit ihm, auf das im Hafen liegende Russische Geschwader zu begeben. Kaum darauf angekommen, ließ er sie fesseln und in Gewahrsam bringen, nach Petersburg entführen und dort in einer Festung einsperren. Es giebt Geschichten, die von der Leiche eines jungen Frauenzimmers sprechen, die man eines schönen Tages in einem unterirdischen Verließe schwimmend auf dem Wasser der Newa fand, das man da hineingeleitet. Diese Leiche soll die der Fürstin Tarakanoff gewesen sein.

Solche Thatsachen, selbst wenn sie Katharina nicht unmittelbar zur Last gelegt werden können, sind immer noch gravirend genug dadurch, daß sie überhaupt unter ihrer Regierung geschehen konnten. Die Grausamkeit gewähren lassen, ist auch eine Grausamkeit und zwar eine Grausamkeit die an diabolischem Naturell ersetzt, was ihr an Bestialität etwa ermangeln mag.

Bei einer derartigen Beschaffenheit ihres Charakters muß es auffallen, daß sich keiner ihrer Günstlinge je ihren Haß oder ihre Rache zuzog, obschon sie mehrere beleidigten und einige sogar von ihr auf Untreue ertappt worden sind. Masson schreibt: „Keiner wurde je gestraft oder verfolgt: Diejenigen, welche in Ungnade fielen,

begaben sich ins Ausland, um dort ihre Gunstbezeigungen zur Schau zu tragen und ihre Schätze zu verschwenden, dann kamen sie wieder zurück und genossen ruhig im Schooße des Vaterlandes die Wohlthaten ihrer furchtbaren Geliebten, welche sie hätte vernichten können. Gewiß stellt sich Katharina dadurch über alle galanten und wollüstigen Frauen, die je gelebt haben. War es Seelengröße oder Mangel an Leidenschaft?" fragt Masson indem er gleich darauf selbst hinzusetzt: „Vielleicht empfand sie nur Drang und niemals Liebe; vielleicht achtete sie noch in ihren Liebhabern die Gunstbezeigungen, mit denen sie dieselben beehrt hatte. Es scheint jedoch, daß ein Liebhaber für sie oft nichts war, als ein Werkzeug der Wollust, das ihr bequemer vorkam als jene Phallus, deren sich einst die Priesterinnen der Ceres, Cybele und Isis bedienten."

Daß dies unsere Ansicht darüber ist, haben wir bereits gesagt. Hätte Katharina wie Elisabeth von England ihre untreuen Günstlinge und ihre glücklichen Nebenbuhlerinnen köpfen oder wie Christina von Schweden sie vor ihren Augen ermorden lassen, so wäre dies ein Verbrechen gewesen, es ist wahr, aber zugleich doch auch ein Zeichen von Leidenschaft, von Liebe, von einer wirklichen Empfindung. Und dieses Zeichen, so verdammungswürdig uns auch die Beurkundung desselben hätte scheinen müssen, in seinen Motiven, in seinem seelischen und geistigen Prozesse wäre es uns doch entschieden lieber gewesen, als jene diabolische und zugleich auch thierische Theilnahm=

losigkeit, die Katharina für die Männer von dem Augenblicke an bewies, von dem an sie aufhörte leiblichen Umgang mit ihnen zu pflegen. Dieser leibliche Umgang war Alles, was sie von dem andern Geschlecht schien in Anspruch nehmen zu können. Und sie nahm ihn unabläßig und ohne eigentliche Unterbrechung in Anspruch. Man schreibt: daß mit Ausnahme des Zwischenreiches von Lanskoi bis auf Jermolow die Stelle eines Günstlings kein einziges Mal vier und zwanzig Stunden ledig geblieben ist. Die sinnliche Begier dieser Frau war unerschöpflich. Masson meint: „Ihre Sitten waren locker und ausschweifend; sie beobachtete jedoch stets einen gewissen äußern Anstand und sogar ihre Günstlinge ließen nie die ihr gebührende Ehrerbietung aus den Augen." Aber abgesehen davon, daß das Letztere allerdings mehrfach und besonders von Orloff geschehen, wie wir dies selber angegeben, so will dies auch eben nicht viel besagen. Einer herzlosen Frau, wie Katharina, von der jeder Günstling fürchten konnte und fürchten mußte, daß ein nächster Augenblick ihn in Tod und Verderben führe, war es leicht sich eine Art Ehrerbietung zu verschaffen. Allein sie ist auch darnach gewesen, ebenso wie jener gewisse äußere Anstand, den der vorerwähnte Major von ihr rühmt und welcher in der That doch nichts anderes als Schamlosigkeit und dreiste Stirne war. Sie machte sich eben nichts aus dem was Gegenwart und Nachwelt über sie zu sagen hatten. Sie meinte, der Purpur sei ein so verblendendes und heiliges Gewand, daß Niemand

es wagen würde ihn über den Lastern und Schwächen zu lüften, die von seinen Falten verborgen wurden. Und dann, war ihre Regierung ihrer Meinung nach, nicht so voll Glanz, Ruhm und Glück, daß sie darauf rechnen durfte, dadurch das Urtheil der Geschichte für sich einzunehmen? Wahrlich, darin dachte sie wie die Französischen Könige Ludwig XIV. und Ludwig XV. Sie glaubte, ihre Institutionen, ihre Denkmäler, ihre Siege und Eroberungen würden stets ihren Namen mit jener Glorie umgeben, mit jener Glorie vor der auch die Zunge der Gerechtigkeit ihre Macht verliert. Pflegte sie doch oft gegen das Ende ihres Lebens hin zu sagen: „Ich bin arm nach Rußland gekommen, aber ich entrichte meine Schuld an das Reich: Polen und Taurien sind die Mitgift, welche ich ihm zurücklasse."

Polen und Taurien aber, welch' eine traurige Verlassenschaft. Taurien war öde und Polen, ... wir brauchen über Polen nichts zu sagen. Man kennt dieses unglückliche Land zur Genüge, um zu wissen, daß sein erzwungener Besitz von keinem Segen ist.

Und was Katharina sonst noch that; es ist manches Gute darunter; wir wollen das nicht leugnen. Aber wie Masson sagt: „An der Eitelkeit, dieser unseligen Klippe der Frauen, scheiterte auch Katharina; ihre Regierung wird stets das Gepräge ihres Geschlechtes tragen." Und in der That, sie that Alles, was sie that, gleichsam nur um mit der Zeit und der Historie zu kokettiren. Sie wollte das Jahrhundert verliebt in sich machen. Das

war Alles, was sie bezweckte. Und zu diesem Ende umgab sie sich mit Pracht, pflegte sie die Künste, führte sie ungerechte Kriege. Aufsehen, Eclat, Bewunderung, darnach haschte sie. Wir haben schon gesagt, daß sie einen Theiles die Französischen Ludwige und andern Theiles Friedrich den Großen nachahmte. Von dem Letzteren copirte sie die Liebe für die Literatur, die Lust Gesetze zu machen. Und diese Gesetze, daß sie gegeben wurden, war ihr die Hauptsache, nicht daß man sie ausübte. Der Sinn für die Künste aber war ihr nur ein angelernter. Es ist bekannt von ihr, daß sie weder Verse noch Musik leiden konnte. „Selbst in den Zwischenakten im Theater" erzählt Masson, „konnte sie das Spielen des Orchesters nicht vertragen und ließ ihm gewöhnlich Schweigen auferlegen." . . . . . . „Dieser Mangel an Empfindlichkeit," fährt der angeführte Autor fort, „ist bei einer sonst so vollkommen gebildeten Frau überraschend, er giebt Aufschluß, wie Katharina mit so viel Geist und Genie so unempfindlich und blutdürstig war." . . . . Von Ludwig XIV. und Ludwig XV., um sie nach dieser Seite ihrer Nachahmung hin zu charakterisiren, nahm sie den äußeren Pomp, gleichsam die Inscenirung der Herrschaft an. Der Schein galt ihr Alles. Um nur immer von sich reden zu machen, begann sie schon stets etwas Neues, noch ehe das Alte vollendet war. So kam es, daß die meisten Denkmäler ihrer Regierung schon während ihrer Lebzeiten in Trümmer zu fallen begannen. Gesetzgebung, Fabriken, Bauten, Spitäler, Städte, Kanäle, Festungen....

Alles wurde mit solcher Hast begonnen und mit so wenig Eifer betrieben, daß das Meiste davon eigentlich nur bis zur Hälfte gedieh.

„Der Petersburger Almanach," schreiben die geheimen Denkwürdigkeiten, „nennt 240 und einige Städte, zu denen Katharina den Grund gelegt; allein diese Städte sind nichts, als elende Weiler, deren Namen und Eigenschaften man durch einen sogenannten Imenoi Ukas, einem allerhöchsten Befehle Ihrer kaiserlichen Majestät, veränderte. Einige dieser Städte bestehen sogar blos aus einem Pfahle, auf den man ihren Namen geschrieben und ihre künftige Stelle bezeichnet hat; einstweilen bis sie erbauet und vorzüglich bis sie bevölkert sind, prangen sie auf den Russischen Karten als Hauptstädte."

Diese Russischen Karten also, wie man sieht, waren bei Katharina auch durch kein anderes Motiv, als ihre Eitelkeit veranlaßt worden. Sie wollte prahlen mit den Städten, die sie gründete; sie wollte die Welt verblenden. Wie wenig ihr dies aber manchmal gelang, zeigt eine Anekdote, die man von Joseph II. erzählt. Während seiner Reise in Taurien lud ihn Katharina ein den zweiten Grundstein zur Stadt Ekatharinoslaw zu legen, wie sie bereits mit großem Gepränge den ersten gelegt. Nach seiner Rückkehr sagte Joseph: Ich habe mit der Kaiserin von Rußland in einem Tage ein großes Werk verrichtet; sie hat den ersten Stein zu einer Stadt gelegt und ich den letzten.

Außer diesen Städten, die gleichsam nur Städte in

effigie waren, hat sie noch große und prächtige, aber wenig geschmackvolle Denkmäler setzen lassen: Obelisken, Säulen aus Schiffsschnäbeln und Triumphbögen zu Ehren der Orloffs, des Potemkin und einiger Russischen Krieger, die den Archipel unterwarfen und auf kurze Zeit Lacedämonien wieder erobert hatten. Neben diesen Ehrendenkmälern erblickte man oft, besonders in Czarskoy-Selo Grabmäler von Lieblingshunden, und von diesen nicht weit entfernt den Aschenkrug auf dem Grabe des liebenswürdigen Lanskoi's.

Mit Recht rügt Masson, daß Katharina wenig für die Straßen ihres Landes gethan. „Eine Straße war für sie etwas zu Alltägliches", sagt er.

Und er sagt das mit Recht. Sie wollte immer nur festtäglich erscheinen. Das Volk in Rußland selbst war noch zu uncultivirt und zu wenig eingeweiht in den Geist der damaligen Zeit, als daß es hätte, wie das übrige Europa in jenen Herrschertaumel verfallen können, demzufolge in jeder monarchischen Strohpuppe der Genius des Reiches und das Sonntagskind der Geschichte erblickt wurde. Aber Katharina selbst, in Deutschland geboren und angeweht von jenem Tarantelhauche der civilisirten Welt, wollte, wenn auch nicht als dieser Genius und dieses Sonntagskind erwartet, doch dieses Sonntagskind und dieser Genius sein. Darum dieser Prunk, diese Ostentation, dieser Schimmer und Glanz: mit welchem Allen sie noch ganz in das von uns geschilderte Jahrhundert hinein gehört. Sie, diese Semiramis des Nor-

dens, sie ist der eigentliche Abschluß dieser Epoche, die sich erst mit ihrem Todestage dem siebzehnten November 1796 mitten in der Revolution geendigt hat. Bis dahin dauerte sie.

Anne-Marie de la Trémouille de Noirmoutier, Fürstin des Ursins.

Diese berühmte Frau, die in Madrid eine Zeit lang, erster Minister, General und, man kann wohl sagen, Königin von Spanien war, hatte sich zuerst mit Adrian Blaise de Talleyrand, Fürsten von Chalais vermählt, als dessen Gemahlin sie als eine der ersten Schönheiten am Hofe Ludwigs XIV. die glänzendsten Triumphe feierte. Mitten aus diesen Triumphen heraus riß sie die Verbannung ihres Mannes, der wegen eines Duelles aus Frankreich verwiesen, nach Italien ging, um dort im Lande der Schönheit und der alten Kunst sich über die ihm in Paris allerhöchsten Ortes zu Theil gewordene Ungnade zu trösten. Anne-Marie de la Trémouille de Noirmoutier begleitete ihn, nicht ohne Bedauern von den Festen in Versailles, den kleinen Zirkeln in Saint-Cyr und den großen Bällen in Paris sich losreissend. Sich losreißen von Paris in einem Alter von achtzehn Jahren, mit Schönheit, Geist und vornehmen Namen, das wollte in der damaligen Zeit allerdings etwas sagen. War

damals der Hof des Französischen Regenten doch die neue Tafelrunde des König Artus, jene Tafelrunde, an der sich die ganze Ritterlichkeit, Galanterie und Anmuth des Jahrhunderts sammelte. Und in diese Versammlung mit hineingehören zu können, welch' ein Ruhm, welch' eine Ehre, welch' ein Glück! Besonders für eine Frau, wie die Fürstin von Chalais war. Sie war eine geborne Französin, eine reizende Erscheinung, voll Esprit, voll Zuversicht, voll goldener Träume und Ehrgeiz. Was Wunder also, daß sie für den Hof von Frankreich schwärmte! Konnte dieser Hof ihr doch Gelegenheit geben ihre kühnsten Pläne, ihre ausschweifendsten Phantasien zu verwirklichen. Verwirklichte eine schöne strahlende Frau doch so vieles damals in Paris! In Paris war damals der Ort, wo die Schönheit herrschte. Und schön, schön muß damals Anne-Marie de la Trémouille de Noirville gewesen sein. Die Schönheit lassen ihr ihre Feinde sogar noch zu der Zeit, da sie in Spanien war. Selbst der Herzog von Saint-Simon, einer ihrer erbittertsten Gegner, gesteht sie ihr zu und stellt sie in seiner Schilderung den berühmten Schönheiten Diana von Poitier, Ninon de l'Enclos, Frau von Montespan und der Nichte Mazarin zur Seite. Sie muß also in der That sehr schön gewesen sein. Und mit dieser Schönheit Paris verlassen und einem Gatten in die Verbannung folgen, das ist in Wahrheit kein kleines Opfer; das ist ein großartiges Unternehmen, das ist eine Heldenthat.

Anne-Marie de la Trémouille de Noirmoutier konnte mit Recht verlangen, daß das Geschick sie dafür belohne. Wir wissen nicht, ob sie den bald darauf erfolgenden Tod des Fürsten für diese Belohnung ansah; nur ist uns bekannt, daß sie nicht gar zu lange darüber trauerte, sondern kurz nachher in Rom als die alle Welt bezaubernde Schönheit des Tages erschien. Unter geistlichem Schutze, unter dem Schutze der Cardinale von Bouillon und Estrés auftretend, konnte dieses geheiligte Patronat dennoch nicht verhindern, daß einige sehr seltsame Abenteuer über ihr Leben unter die Leute kamen. Die Leute munkelten von allerlei Verhältnissen, allerlei Liebschaften. Aber wie dem nun auch sei, das Ende vom Liede war, daß sie sich mit einem Herzoge von Bracciano, dem Haupte des in Italien sehr berühmten Fürstenhauses des Ursins, (der Orsini) vermählte. Daß dieser Herzog schon sehr alt gewesen, bestätigen alle Memoiren, aber alle Memoiren führen zugleich auch von ihm an, daß er überaus reich und mächtig war. Er besaß viele Ländereien und in Rom einen Palast, den die junge Herzogin bald zum Mittelpunkte aller Vergnügungen, aller gesellschaftlichen Kreise und des ganzen Römischen Lebens machte.

Um dieses Leben zu charakterisiren wollen wir hier eine Geschichte erzählen, die Alexander de Lavergne, in seinem Buche „La princesse des Ursins“ zu einem Romane benutzt hat, der sich so amüsant und unterhaltend lesen läßt, wie jene Erzählungen der Margaretha von

Valois. Wir treffen in demselben die nämlichen Abenteuer, fast die gleichen Situationen. Die junge Herzogin ist natürlich die Heldin.

Man berichtet, daß der alte Herzog, der sie abgöttisch liebte, nicht wenig durch ihre Flatterhaftigkeit zu leiden hatte. Ihre Jugend und ihr leichter Sinn verleiteten sie oft die Heiligkeit der Ehe zu verletzen und sich in Abenteuer einzulassen, die nicht immer ganz in den Grenzen des Anstandes und der Sitte blieben. Man hebt da besonders eines hervor, daß sich gegen 1690 zutrug und durch sein tragisches Ende die öffentliche Aufmerksamkeit in einem solchen Grade auf sich zog, daß es nicht allein in den Italienischen Staaten sondern auch weit außerhalb derselben eine Zeitlang das Gespräch und die Unterhaltung aller Zirkel und gesellschaftlichen Kreise wurde.

In der Mitte des Jahres 1689 nämlich kam ein junger Französischer Edelmann, der mit dem Französischen Gesandten in Rom verwandt war, mit seiner eben ihm angetrauten jungen Frau in den Kirchenstaat. Die beiden jungen Eheleute gaben das reizendste Paar, das man sich denken kann. Ihre beiderseitige Schönheit und Anmuth war so groß, daß die damals sich im mythologischen Taumel befindende Welt, in ihnen nicht mit Unrecht Venus und Adonis in seidenen Brokatkleidern zu sehen glaubte. Wie Venus und Adonis, so ernährte das Eine auch für das Andere die lebhafteste Leidenschaft, eine Leidenschaft, die durch allerlei Widerstand, den ihre Liebe gefunden, nur noch gesteigert worden war. Der

junge Edelmann, durch Glück und Geburt begünstigter als seine Geliebte hatte zuletzt kein anderes Mittel sich mit dieser zu vereinigen gefunden, als die Flucht.

Auf dieser Flucht waren sie nun nach Rom gekommen und in Rom, wo sie zum Tagesgespräch aller glücklich und aller unglücklich Liebenden wurden, in Rom konnten sie natürlich nicht verweilen, ohne im Palais des Ursins eingeführt zu sein. Franzosen von Geburt und verbannt aus Frankreich, wie es einst auch die Fürstin von Chalais gewesen, konnte es natürlich nicht fehlen, daß sich zwischen ihnen und der Herzogin von Bracciano mehr als eine sympathetische Anknüpfung fand. Bald war sie mit dem jungen Ehepaare denn auch in der That so bekannt und vertraut, daß sich zwischen ihnen das innigste Verhältniß entspann.

Besonders fest schloß sich die Herzogin von Bracciano der jungen Gattin an. Man war versucht, sie für zwei Schwestern zu halten, so viel Sorgfalt verwandten sie darauf sich in allem gleich zu tragen und zu kleiden. Sie hatten dieselben Kleider, die gleichen Farben, den nämlichen Schmuck. Im Theater, in den Salons, auf den Promenaden, überall erschienen sie zusammen. Sie waren unzertrennlich und in allen Dingen so gleich gemuthet, daß die Eine lachte, wenn die Andere heiter war und die Andere weinte, wenn die Eine betrübt erschien.

Eines schönen Tages aber gab sich bei der jungen Französin eine Veränderung kund, von der man meinte, daß die Herzogin sie nicht theilen würde. Es zeigten sich

leise Spuren einer Schwangerschaft und diese Schwangerschaft schien bei der Herzogin unmöglich. Der Herzog war nicht mehr im Alter, das voraussetzen ließ, daß seine Frau auch bis zu diesem Grade der Französin nachahmen würde. Nichtsdestoweniger hatten einige Personen in Rom dennoch den bizarren Einfall einen gleichen Zustand an der Herzogin wahrnehmen zu wollen. Sie zeigte dieselben Launen im Geschmacke, in den Stimmungen, in den Kostümen sogar. Ihre Hüften wurden stärker, ihre Brüste voller, ihr Gang etwas schwerer. Sie thut dies künstlich, hieß es, um die arme Französin nicht gar so sehr von sich abstechen zu lassen. Sie will nicht anmuthiger, nicht schöner, als ihre Freundin erscheinen.... Ach welch eine Rücksicht dies, welch eine Aufopferung! sagte man, das ist ein gutes Beispiel für alle Welt.

Aber als dieses Beispiel aufgestellt zu werden, schien die Herzogin von Bracciano zu beschämen. Im Frühlinge des Jahres 1690 zeigte sie plötzlich ihrem Gemahle und allen Freunden ihres Hauses an, daß sie auf ihre Besitzungen in den Apeninen gehen wolle. Sie fühle sich angegriffen, ermüdet, sagte sie; sie müsse Landluft, Ruhe und die Stille des Landes haben. Die Villeggiatura ist so reizend, so schön in der guten Jahreszeit. Freilich, klagte sie, da der Herzog, mein Gemahl, durch wichtige Geschäfte in der Stadt zurückgehalten wird, so werde ich keine Besuche,. keine Gesellschaft bei mir sehen können. Aber dafür werden mich die Rosen, die Cypressen, die schöne Gegend und die reizende Lage meiner Villa

entschädigen. Meine Villa liegt so zauberisch im Gebirge, am Strande eines See's. Und ich werde die Nachtigallen hören, die Nachtigallen! ......

Ach, sie sprach ganz entzückt, ganz bezaubert von diesem Aufenthalte auf dem Lande. Das Land war auf einmal ihre Sehnsucht, ihre Schwärmerei geworden. Sie schien darüber sogar ein wenig ihre junge Freundin zu vergessen, diese junge Freundin, die durch ihren körperlichen Zustand an Rom gefesselt war und sie nicht begleiten konnte.

Aber freilich, diese junge Freundin war am Ende doch immer noch weniger zu beklagen, als sie selbst; diese junge Freundin verlor allerdings sie, ihren Umgang, ihre Gesellschaft, ihre Zerstreuung und Liebe, aber dafür behielt sie doch ihren Gatten, den Vater des Kindes, das sie im Schooße trug und dieser schon in voraus vergötterte. Er konnte ja Stunden lang vor ihr sitzen, ihre Hände halten und mit brennenden Küssen bedecken. Die arme Fürstin Bracciano hatte von alledem nichts. Die war ganz einsam, ganz allein draußen auf dem Lande, auf der Villa in den Apeninen, am Strande des See's. Sie hatte allerdings die schöne Gegend, die Rosen, die Cypressen, die Nachtigallen, aber, was ist das Alles, ohne die Liebe, Aufmerksamkeit und Sorgfalt eines Gatten ...... Der Gatte der Fürstin Bracciano mußte ja, wie wir schon gesagt haben, von wichtigen Geschäften in Anspruch genommen, in Rom zurückbleiben. Die Fürstin reiste allein, ganz allein. Der Freundin blieb der Mann.

Aber der Mann blieb ihr leider nicht lange. Er erhielt einen wichtigen Auftrag des Gesandten nach Neapel und diesen Auftrag wollte er nicht ausschlagen. Seine glückliche Erfüllung, meinte er, sei das einzige Mittel sich mit seinem Vaterlande wieder auszusöhnen. Und diese Wiederaussöhnung lag ihr wie ihm am Herzen. Darum entließ sie ihren Mann denn auch, obschon unter heißen Thränen und vielen Seufzern.

Sie wollte muthig sein, sagte sie.

Aber mit diesem Muthe war es nicht weit her. Am ersten Tage nahm sie sich zusammen: sie weinte, doch sie blieb. Am zweiten wurde sie schon etwas ängstlicher, sie hatte nirgends Ruhe. Es fiel ihr ein, daß sie bisher noch nie von ihrem Manne getrennt gewesen sei. Und nun war sie es gerade in einem der entscheidendsten Momente ihres Lebens. Sie faßte sich nicht mehr, sie rang die Hände und machte die hierauffolgende Nacht kein Auge zu. Am dritten Tage hielt sie es nicht mehr aus. Sie hatte allerlei wunderliche und schlimme Einfälle. Auch hatte ihr Mann noch nicht geschrieben. Wie leicht konnte ihm ein Unglück geschehen sein! Ein Unglück!... Dieser Gedanke tödtete sie.

Nachdem die junge Frau fünf furchtbare Tage in diesem entsetzlichen Zustande zugebracht hatte, konnte sie sich am sechsten nicht mehr gelassen in ihr Schicksal finden. Sie entschloß sich: ihrem Manne nach Neapel nachzureisen, um sich dort mit ihm zu vereinigen.

Man befand sich, wie gesagt, im Frühling des

Jahres; es war das schönste Wetter der Welt. Nachdem die junge Französin alle Vorbereitungen, die ihr Zustand nöthig machte, getroffen hatte, machte sie sich langsam und in kleinen Tagereisen auf den Weg.

Zuerst ging die Sache sehr gut; die Dame befand sich wohl und hatte ihre Freude an den schönen Gegenden, die sie passirte. Sie sprach mit Vergnügen von der Ueberraschung, die sie ihrem Manne bereiten würde. Jeder Schritt, dachte sie, führt mich ihm näher. Wie lange dauert's, so lieg ich in seinen Armen!

Aber gedacht ist nicht immer gleich gethan. Vorerst sank sie noch in die Arme ihrer Kammerfrau, die sie begleitete. Die Anstrengung hatte sie erschöpft. Sie wurde ohnmächtig. Jedoch nicht ohnmächtig allein aus Ueberwindung, sondern auch ohnmächtig weil sie die Wehen fühlte. Natürlich mußte der Postillon halten.

Durch einen glücklichen Zufall geschah es, daß sich dies am Eingang eines Dorfes ereignete, aus dem hervor man im Abendsonnenschein das Schild eines Wirthshauses schimmern sah, in dem man hoffen konnte doch einige Hülfe anzutreffen, die für den Moment erforderlich war.

Man brachte die junge Frau, die noch halb ohnmächtig war, so schnell es ging dahin. Als sie ihre Besinnung wieder erhielt, vernahm sie um sich her ein Gespräch, das sie auf das Peinlichste berührte.

— Ich bin in Verzweiflung, sagte die Wirthin, aber ich kann die junge Frau in mein Haus nicht aufnehmen, weil alles, was an Raum darin zu vermiethen ist, bereits

einer Herrschaft gehört, die ich durchaus nicht beeinträchtigen darf, weil sie auf das Beste bezahlt. Man hat mir noch diesen Morgen anempfohlen in diesem Gebäude keine Menschenseele mehr aufzunehmen. Also fragen Sie anders vor. Sie werden gewiß im Dorfe irgend einen Bauer finden, der Ihnen seine Hütte mit Vergnügen abtritt. Ein Paar Thaler verdient ein Jeder gern. Es ist ein armes Land, unser Land hier.

Hier erhielt die junge Frau so viel Kraft, daß es ihr möglich wurde sich selbst ins Gespräch zu mischen.

— Um des Himmels Barmherzigkeit Willen! gute Frau, rief sie aus, lassen sie mich hier bei Ihnen bleiben. Ich fühle, daß ich nicht weiter kann. Ach! weisen Sie meine Bitte nicht zurück! . . . . Wer sind die Personen, die ihr Haus gemiethet haben? . . . . Lassen Sie sie mich sehen, mich sprechen . . . . In dem Zustande, in dem ich bin, werden sie mir irgend einen kleinen Winkel nicht verweigern . . . . Führen Sie mich zu ihnen.

— Nun, das will ich wohl thun, meine schöne Frau denn Sie flößen mir ein gar zu großes Mitleid ein. Es ist unmöglich, wenn man Sie so sprechen hört und leiden sieht, Ihre Bitte Ihnen abzuschlagen. Ich hoffe meine Herrschaft wird Mitleid haben. Also kommen Sie, kommen Sie zu Signora Maltea, das ist der Name der schönen Frau, die sich mit ihrem Gatten hier in meinem Hause eingemiethet hat.

— Mit ihrem Gatten! seufzte die junge Französin. Ach, ihr Gatte ist um sie! Wie glücklich diese Dame!

Der meinige ist fern in Neapel, mit einer Botschaft des Französischen Gesandten! . . . .

So vor sich hinsprechend, auf der einen Seite von der Wirthsfrau, auf der andern von der Kammerfrau gestützt, läßt sich die junge Französin in das Haus und in demselben eine kleine Treppe hinauf vor die Thür eines Zimmers führen, in welchem, wie es heißt, die fremde Herrschaft wohnen soll. Man klopft erst bescheiden an und horcht eine Weile auf ein: Herein. Da dasselbe aber nicht ertönt, glaubt sich die Wirthin berechtigt: auf die Klinke zu drücken und zu öffnen. Man tritt hinein. Es ist dunkel im Kabinet. Und das Kabinet selbst ist lang, wenig elegant, vom Winterrauch geschwärzt. Man kann nur wenig darin unterscheiden. Aber am Fenster sieht man doch, daß da zwei Gestalten sitzen: eine Frau und ein Mann.

Die Frau in einem weißen, faltigen Kleide ruht in einem großen Lederstuhle, den Rücken gegen die Thür gewendet. Ihr zur Seite auf einem Schemel sitzt der Mann. Der Kopf des Mannes ruht an der Brust der Frau; ihre Hände sind in einandergeschlungen.

Welch' ein Bild für die junge Französin! Wenn ich doch auch so mit meinem Manne sitzen könnte, dachte sie. Wie schade, daß mein Mann mit dem Auftrage des Ministers nach Neapel reisen mußte. Neapel ist noch so weit! . . . . .

Und während dieser Gedanken ist man eingetreten. Die Wirthin läßt mit Absicht die Thür ein wenig.

geräuschvoll ins Schloß fallen. Sie will die Glücklichen aus ihren Träumen wecken. Und sie weckt sie auch wirklich. Die Personen am Fenster schrecken auf, erheben sich und wenden sich um.

Welch' ein Moment!

Es ist dunkel allerdings, aber das Auge der Liebe ist scharf. Die junge Französin starrt die beiden sich wendenden Personen an, erst lautlos, erstarrt, mit stockendem Herzschlage, dann aber macht sich ihr Schmerz in einem furchtbarem Schreie Luft, in einem Schreie dessen Angst und Verzweiflung auszudrücken den Worten eines Sterblichen niemals gelingen möchte.

Nach diesem Schreie sinkt sie leblos zusammen.

Warum?

Sie hat in der Signora Maltea die Herzogin von Bracciano und in dem Manne ihr zur Seite ihren eigenen Gatten erkannt.

Wir wollen das Elend nicht schildern, das diesem Auftritte folgte. Die Leser werden es sich denken können. Es ist nicht schwer es sich auszumalen.

Genug, drei Tage darnach wurden zwei Särge aus dem Hause, in dem sich dies Alles ereignet hatte, hinausgetragen, zwei Särge; ein großer und ein kleiner Sarg.

In dem großen Sarge lag eine Frau mit unverdecktem Gesichte, wie es in Italien gebräuchlich ist. Auf diesem Gesichte hatte der Tod die Reize einer engelgleichen Schönheit kaum verwischt. In dem kleinen Sarge lag ein neugeborenes Kind. Das Kind, sagt man, war die

Frucht eines doppelten Ehebruches, das Kind des jungen Franzosen und der Herzogin von Bracciano. Die Frau war, wir brauchen es eigentlich nicht zu sagen, denn es wird es Jeder errathen, die Frau war die junge Französin.

Sie starb in den Wehen einer zu frühen Geburt. Aber während das Kind ihrer Nebenbuhlerin todt zum Vorschein kam, blieb das ihrige am Leben. Man weiß jedoch nicht, was daraus geworden. Es verscholl. — Nur sehr dunkel wird angegeben, daß es später dazu gedient haben soll die Prinzessin des Ursins in Spanien zu stürzen. Man weiß das aber nicht genau. Es ist das Alles nur sehr mährchenhaft. Gewiß ist aber, daß die Herzogin damals eine sehr lange Villeggiatura hielt und erst sehr spät im Winter nach Rom zurückkehrte. Der junge Französische Edelmann erschien aber bereits früher, wie es heißt, in sehr leidendem und angegriffenem Zustande. Er besuchte keine Gesellschaften und sah wenig Menschen. Einen Monat nach seiner Ankunft etwa fand man ihn eines schönen Tages erdolcht an der Mauer der heiligen Apostel-Kirche in Rom. Die päbstliche Polizei hat nie den Thäter eines so abscheulichen Mordes entdecken können. Die Leute aber munkelten von einem Bravo, der in den Diensten des alten Herzogs von Bracciano stand und am Tage, an welchem die Mordthat geschehen sein mußte in der Gegend gesehen worden war. Nie jedoch ist dies aufgeklärt worden. Der junge Edelmann wurde begraben und vergessen. Die Herzogin

aber gab vor wie nach die glänzendsten Feste. Von ihrer Freundin hat sie nie mehr gesprochen.

Als ihr Gatte gestorben und Philipp V. nachdem er Louise Gabriele von Savoyen geheirathet hatte, für diese seine Gemahlin eine Camerera Major wünschte, wurde auf Anrathen des Cardinals von Porto=Carrero von Ludwig XIV. die Fürstin des Ursins dazu ausersehen.

Von da ab, beginnt ihre politische Wirksamkeit. Sie wurde die Maintenon Spaniens, der Rath und der Minister Philipp V.

Dieser Philipp V. ein Enkel Ludwig XIV. den dieser auf den Thron von Spanien gesetzt, darf für keinen schlechten aber für einen ziemlich beschränkten Menschen gelten. Er war gutmüthig, pflegmatisch, äußerst sinnlich. Man erzählt von ihm, daß er nicht leben konnte, ohne jeden Tag dem Geschlechtstriebe Genüge gethan zu haben.

Natürlich mußte ihn dies erschlaffen und zur eigentlichen Regierung untauglich machen. Ludwig XIV. der das wußte und welcher ihn gleichsam nur als Stellvertreter seiner selbst, als Vicekönig eingesetzt hatte, wollte seine volle und unbeschränkte Herrschaft über das Reich jenseits der Pyrenäen behalten und hatte deswegen eben die Fürstin des Ursins ausersehen seine Bevollmächtigte zu sein. Ein Mann würde den Spaniern leicht Verdacht eingeflößt und die Granden des Reiches gegen sich gehabt haben. In einem Französischen Minister würde man immer den Vertreter der Französischen Politik gesehen haben. Aber in einer Frau, in einer Camerera

Major sah man diesen Vertreter nicht. Auch war dieser weibliche Vertreter der Französischen Politik in der That nicht officiel anerkannt. Die Fürstin des Ursins correspondirte mit Ludwig XIV. nicht selbst, sie correspondirte nur mit der Frau von Maintenon. Und die Correspondenz zweier Frauen ist eben keine große Sache. Was werden und können sie sich schreiben? Von Putz, neuen Moden, kleinen Intriguen und Liebesabenteuern! Von was schreiben denn Frauen sonst! .... Es ist wahr .... Aber die Frau von Maintenon und die Fürstin des Ursins schrieben sich doch über andere Dinge. Ihre Correspondenz liegt vor; wenn auch nicht ganz, aber doch zum größesten Theile. Mancher Brief wurde unterdrückt; der eine und der andere ging verloren; aber eine sehr große Menge derselben ist erhalten und dem Publikum zugänglich gemacht worden. Sie erschienen 1824 in Paris, bei Adolphe Bessange in vier starken Bänden gedruckt. In der Vorrede dazu heißt es:

„Als im Jahre 1705 die Fürstin des Ursins auf den Befehl Ludwig XIV. nach Madrid gesendet wurde, geschah dies weniger um der Gemahlin Philipp's des Fünften zur Begleitung zu dienen, als vielmehr um das Interesse der Französischen Politik am Spanischen Hofe zu überwachen. Sie war eine begünstigte Freundin der Frau von Maintenon und wollte (und sollte zum Theil wohl auch) dieselbe Rolle spielen, welche jene in Versailles spielte."

„Diese beiden außergewöhnlichen Frauen, deren eigent-

licher Charakter wenig bekannt gewesen ist und deren Talente bald über alle Maßen gerühmt, bald bis zur schreiendsten Ungerechtigkeit getadelt wurden, hatten das gleiche Interesse zu wissen, was an den beiden Höfen vorging. Aus diesem gegenseitigen Interesse entstand die vertraute Correspondenz, welche in diesen vier Bänden zu Tage gelegt wird."

„Beide Frauen gaben sich das Versprechen ihre Briefe zu zerstören, alle beide haben ihr Wort nicht gehalten. Nach dem Tode der Frau von Maintenon fiel ein großer Theil dieser Briefe in die Hände Ludwig XV."

„Eine Abschrift dieser kostbaren Briefschaften, wurde für den Herzog von Choiseul, den damaligen Premier-Minister gemacht, der sie ohne Zweifel nicht ohne großen Nutzen daraus zu ziehen, gelesen hat. Warfen sie doch ein helles Licht auf die politischen Intriguen, welche gegen das Ende Ludwig XIV. hin am Französischen Hofe und in der ganzen übrigen Welt jener Zeit herrschend gewesen sind."

„Diese Abschrift ist mit Sorgfalt in der Familie des berühmten Ministers Ludwig XV. aufbewahrt worden. Ein Nachkomme derselben hat sie der Verlagshandlung zur Veröffentlichung übergeben."

„Und diese Veröffentlichung erfolgt ohne jede Veränderung des Textes. Man hat denselben gewissenhaft respektirt."

Zuerst theilt man die Briefe der Frau von Maintenon mit. Und diese Briefe lassen einen wunderbar



überraschenden Einblick in die letzten Tage Ludwig XIV. thun. Der Ruhm, der Glanz, das Glück sind verschollen; der große König lebt in ziemlich mißlichen Verhältnissen. Ihm fehlen Geld, Generale, die Gunst der Umstände. Rings um ihn herum fordert der Tod seine Opfer, seine nächsten Anverwandten, seine Kinder, seine Freunde sterben.

Am fünfzehnten Februar 1709 schreibt Frau von Maintenon:

„Ich habe in meiner Tasche eine Liste all' der Personen von Bedeutung, die seit zwei Jahren gestorben sind: mir scheint, daß dies die Liste von Marly sei; in Wahrheit, Madame, wir zeigen nur wenig Weisheit uns um ein Leben von so kurzer Dauer zu quälen; es ist schon geraume Zeit, Sie wissen es, daß ich die Ehre habe Ihnen zu versichern wie mein bester Trost in meinem Alter liegt.“

Am dreizehnten Juni 1708 schreibt sie:

„Unser großes Unglück, Madame ist der Mangel an Geld; es gäbe noch so viel gute Dinge zu thun, besonders in Schottland, von wo aus wir hören, daß man gesonnen ist für den König von England in die Schanze zu treten.“

Diesen König von England, der vertrieben worden war, und über den wir schon früher gesprochen, wollte Ludwig XIV. wieder einsetzen. Aber für diese Wiedereinsetzung fehlte ihm nicht allein das Geld, sondern wie Frau von Maintenon unterm sechsten Mai 1708 ver-

zweiflungsvoll an ihre Freundin in Spanien meldete, auch die Generale, die im Stande gewesen wären, eine bewaffnete Intervention zu leiten. „Alle unsere Marschälle von Frankreich,“ klagt die Marquise, „alle unsere Marschälle von Frankreich haben sich invalide erklärt, den Marschall d'Estrées ausgenommen.“ Und dieser von dem Invalidenthume ausgenommene Marschall von Frankreich d'Estrées hatte nie auf dem Lande, sondern immer nur auf der See gedient! . . . . Auch war sein hartes, seemännisches Wesen wenig geeignet, die Franzosen, Engländer und Schotten, welche sich in der Umgebung des Englischen Königs befanden, unter einander zusammen zu halten. Es scheint, man sagte das Ludwig. Und Ludwig, der keinen andern Feldherrn zu stellen hatte, verdroß das. Er kam zu Frau von Maintenon und klagte. Er war ärgerlich und machte ihr einen schlechten Tag. Deswegen schrieb diese in demselben Briefe an die Fürstin des Ursins: „Man geht in der Freiheit Alles zu sagen an unserem Hofe zu weit; man mißbraucht die große Güte des Königs.“

Aber dieser Mißbrauch der Güte des Königs war eigentlich nichts, als der bereits sich geltend machende Geist der Revolution. Der Nimbus, mit welchem sich Ludwig XIV. zu umgeben gewußt hatte, verlor allmälig seine blendende Wirkung, man kam zu sich, man sah die Dinge, wie sie waren und dachte nach. Das fühlte Ludwig und Frau von Maintenon auch. Am sechszehnten Februar 1710 schrieb sie:

„Schon seit geraumer Zeit habe ich die Ehre gehabt Ihnen zu sagen, daß es weniger die Angelegenheiten des Staates sind, über die ich mich betrübe, als vielmehr die Verfassung, in welcher sich der allgemeine Geist unserer Zeit sich befindet; (que de la disposition des esprits.) was ich sehe, das ist Verzweiflung und Muthlosigkeit auf der einen Seite und was ich höre: Gemurre und ausartende Klagen auf der andern."

So begann die Revolution. Frau von Maintenon hörte gleichsam ihr erstes Gras wachsen, jenes Gras, das ein Paar Jahre später schon so hoch geschossen war, daß seine Halme über die Wiege des kleinen Mirabeau hinausreichten und in die Ohren des Kindes jene Mährchen von Aufruhr, Volkserhebung und Empörung gegen den absoluten Willen des Herrschers flüsterten, von denen die späteren Reden und Schriften dieses Menschen die erstaunenswürdigste Kunde über den ganzen Erdkreis trugen.

Da es aber hier nicht unsere Aufgabe ist diese Kunde in ihrer Verbreitung und die Revolution in ihrer Entwickelung weiter zu verfolgen, so wenden wir uns nun sogleich zu den Briefen der Fürstin des Ursins.

Dieselben beginnen bereits auf dem Wege von Paris nach Madrid. Die Abgesandte Ludwig XIV. schreibt von Bordeaux, von Saint-Jean-de-Lüz, von Vittoria und Burgos.

Von dem vorletztgenannten Orte aus schreibt sie von

dem festlichen Empfange, den sie bei der Bevölkerung in Spanien findet.

In ihren Zeilen vom ein und zwanzigsten Juli 1708 heißt es:

„Es ist mir unmöglich, Madame Ihnen die Freude zu schildern, die man mir in allen Orten, durch die ich reise, zu Tage legt. Auf meinem Wege bin ich bisher noch durch kein Dorf gekommen, in dem ich die Bevölkerung mir zu Ehren nicht unter den Waffen fand. Ich habe, wo ich es konnte, verhindert, daß man mir eine Ehrenwache gab; aber das gelang mir nur selten. Die ganze Provinz von Guispuscoa hat Befehl gegeben, mir wo ich übernachte, diese Aufmerksamkeit zu erweisen. Ueberall, wo ich einkehre, Madame, werden unter meinen Fenstern Tänze und Feuerwerke aufgeführt, gerade, als ob ich eine Königin wäre oder Spanien den Frieden brächte."

Diesen Frieden läßt sie sich auch gleich sehr angelegen sein. Sie schreibt in demselben Briefe:

„Ich finde überall im Volke viel Liebe für den König und die Königin; alle Welt spricht sich gegen die vorhergehende Regierung aus .... Mit Zuversicht hofft man, daß Seine Majestät bald in den Stand gesetzt sein wird, mit einer mächtigen Armee, das wieder zu erobern, was er im vorhergehenden Jahre verloren; ja, man giebt sich sogar der freudigen Erwartung hin, daß er weit darüber hinaus, noch bedeutende Vortheile über seine Feinde gewinnen werde. Es war in der That Zeit,

Madame, das hier ausgebrochene Feuer endlich zu unterdrücken. Die Guten fingen bereits an eingeschüchtert zu werden, durch die Unverschämtheit derjenigen, welche die Umgestaltung des Reiches wünschen; dieselben wurden täglich kühner und scheueten keine Strafe; .... man war am Vorabende einer allgemeinen Staatsumwälzung."

In dem Briefe von Burgos vom fünf und zwanzigsten Juli 1785 sagt sie:

„Ich halte es, wie der Marschall von Tessé, für durchaus nöthig, daß der König, wenn er irgend kann, den Feldzug mitmacht, nicht sowohl um seiner Behauptung wegen, denn diese liegt jetzt wohl außer allem Zweifel, sondern lediglich für seine eigene und die Ehre Frankreichs, der man Alles zuertheilt was heut zu Tage Großes und Herrliches in der Welt geschieht .... Dieser Schritt allein kann den Feinden beweisen, wie weit sie entfernt davon sind uns zu bezwingen; es gilt sie zu enttäuschen; gelingt diese Enttäuschung aber auch nicht, was thut's? ..... das Volk wird wenigstens dadurch bis zu einem Grade ermuthigt werden, wie Sie sich, Madame, denselben nicht vorstellen können. Natürlich müßte Herr Amelot (ein Französischer Geschäftsträger) den König begleiten, indessen ich selbst mit der Königin in Madrid zurückbliebe."

Man ersieht hieraus, daß die Fürstin des Ursins, noch ehe sie bei Hofe angekommen, schon ihre Dispositionen über denselben machte. In der Hauptstadt Spa-

nien angelangt, übersah sie auch sogleich ihr Terrain. Unter dem dritten September 1705 schreibt sie:

„Der König von Spanien kann nicht Herr seines Landes sein, wenn er nicht in den Stand gesetzt ist, sich von den Großen des Reiches gefürchtet zu machen. Und sich von diesen gefürchtet machen, kann er nur vermöge der Garden; ohne diese wird dies ihm nie gelingen. Neue Einrichtungen zu treffen, das hat überall seine Schwierigkeiten, Madame, aber noch besonders hier, wo man nichts von Neuerungen hören will, und doch ein Prinzip verfolgt, das der Autorität des Königs schadet, ohne irgend der Sache des Volkes von Vortheil zu sein. Diese unglückselige Sachlage ist es, die den Verfall dieser Monarchie verursacht und ihren gänzlichen Ruin zur Folge haben wird, wenn man da nicht vorbeugt. Die Sache ist schon zu weit vorgerückt, als daß man noch zurückgehen dürfte; auch kann Sich Seine Majestät (der König von Frankreich) bei dieser Gelegenheit ganz auf die Klugheit Seines Gesandten (der Gräfin des Ursins) verlassen, der durchaus nicht in der Absicht hat sich zum Granden von Spanien machen zu lassen und deswegen auch nach keinem anderen Prinzipe handeln wird, als nach dem einer gerechten Unterordnung, wie sie Unterthanen vor ihrem Könige nöthig ist.“ ....

Man ersieht hieraus, daß die Fürstin des Ursins damit umging den Adel in Spanien zu beugen, wie einst Richelieu den von Frankreich gebeugt hatte. An Muth und Entschlossenheit fehlte es ihr nicht. Auch schreckte

sie nicht gleich vor Schwierigkeiten zurück. Die Intriguen, ja selbst die Widersetzlichkeit der Spanischen Edelleute schreckte sie von dem einmal als richtig anerkannten Plane nicht ab. Sie feuerte vielmehr den König von Spanien an mit Strenge allen Widerstand zu besiegen. Und vor Ludwig XIV. wie wir sehen, vertheidigte und motivirte sie diese Strenge. Sie war resolut, diese Frau! ..... Man höre die Nachschrift, die sie dem vorhergehenden Briefe anhing:

„Nach Abfassung dieses Briefes erfahre ich von Seiten unseres Gesandten und auch von anderen, daß die Granden von Spanien einen besonderen Courier nach Paris geschickt haben, um daselbst vor Seiner Majestät ihre Vorstellungen zu machen. Nichts beweist mehr unsere Einigung und wie wenig Hoffnung diese Herren haben, sie zu brechen, als dieser Entschluß, der ohne Zweifel ganz und gar nicht nach ihrem Geschmacke ist; nichtsdestoweniger Madame wäre es doch sehr gefährlich ihren Klagen diese Thür zu öffnen, geschehen ihre Klagen doch in Sachen, welche die Autorität des Königs ihres Herren betreffen. Dies würden fortwährende Prozesse werden, welche ihrem Ungehorsam ein Relief geben und in Frankreich sowohl wie hier zu denselben Verlegenheiten führen müßten, welche die Franzosen kaum angefangen haben zu beseitigen. Wenn diese Herren an den König oder an den Marquis von Torcy geschrieben haben, so darf Seine Majestät nur die Güte haben, ihre Briefe an seinen hiesigen Gesandten zu schicken, um zu erfahren

daß sie gelogen haben, und um ihnen keine Hoffnung auf ein Gelingen ihrer Intriguen und böslichen Absichten zu lassen."

„Die Herzöge von Montalto, von Medina-Coeli und von Medina-Sidonia sind die Häupter dieser Kabale; alle dreie verdienten, daß der König sie seinen Unwillen fühlen ließe, besonders verdiente dies der Erstgenannte, welcher bei allen Gelegenheiten Beweise seines Uebelwollens giebt. Unser Herr Gesandter ist der Meinung, daß der König von Spanien ihm den Vorsitz im Rathe zu Aragon nehmen müßte. Und ich habe diese Meinung auch. Auch glauben wir Beide, daß dies geschehen sein müsse, ehe die Antwort vom Französischen Hofe kommt, damit es den Anschein gewinnt, als ob dieser Entschluß allein vom Spanischen Monarchen ausgehe und Frankreich gar keinen Theil daran habe."

„Erstaunen Sie nicht, ich bitte Sie, Madame, über alle diese Maßnahmen, die ich Ihnen in Vorschlag bringe. Ist es doch glücklich genug, daß uns die Granden so gute Gelegenheit geben sie niederzuschmettern. Es sind dies alles große, vornehme Herren, welche zwar ohne Kraft und Muth sind, aber doch darauf hinarbeiten die Autorität ihres Königs zu vernichten. Wollte man ihnen nachgeben, so wäre Spanien bald verloren und alle unsere Anstrengungen vergebens. Sehen wir uns deswegen vor. Unser junger Monarch fängt nach und nach an ein wenig Zutrauen in sich selbst und in seine Macht zu bekommen. Es geschieht dies in dem Grade,

in dem sich seine Angelegenheiten verbessern. Er ist sehr glücklich zu sehen, daß sein Ansehen sich ein wenig zu befestigen beginnt.« ....

Diese Befestigung sah sie hauptsächlich in der Unterdrückung der Granden, der sie denn auch noch durch mehrere Briefe hindurch sehr eifrig das Wort zu reden nicht unterläßt. Sie unterläßt das selbst in den allermißlichsten Verhältnissen nicht, während der Unruhen in Catalonien, des Aufruhrs in Barcelona, der Krankheit der Königin. Immer behält sie die Besonnenheit, den klaren Geist und die rasche Einsicht in die obwaltenden Umstände. Am dreißigsten October 1705 schreibt sie:

„Wir haben Barcelona verloren, Madame ohne noch zu wissen, ob die Besatzung Zeit gehabt hat zu capituliren oder ob die Einwohner sie gezwungen haben sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Der König von Spanien ist sehr betrübt über diesen Verlust und fast in Verzweiflung, daß ihm seine wenigen Streitkräfte nicht erlauben, das, was er thun möchte, um diese Scharte auszuwetzen, auszuführen. Sollte es jetzt, wo die feindliche Flotte die Küsten der Provence nicht mehr beunruhigt, weil, wie man uns versichert, dieselbe in den Hafen eingelaufen ist, sollte es jetzt dem Könige von Frankreich nicht möglich sein, uns einige Infanterie zu schicken, welche uns helfen könnte eine Armee zu bilden, an deren Spitze unser Monarch sich selber stellen würde? Ich glaube, daß wir 8000 Mann in Aragonien aufstellen könnten, ohne die Grenzen gegen Portugal übermäßig zu

entblößen; 4000 Mann mehr würden dieses Corps dem Heere des Erzherzogs überlegen machen. Wäre dies der Fall, dann würde es, meiner Ansicht nach, wenn der König von Spanien sich selbst an die Spitze dieser Colonne setzte, leicht möglich werden, entweder Catalonien zum Gehorsam zurückzubringen oder es doch so in Schach zu halten, daß der Erzherzog darin nicht die Unterstützung fände, die er braucht, bis die feindliche Flotte wieder zurückkehren kann. Wenn man Zeit verliert, Madame, verliert man das Mittel, das Uebel zu heilen. Benutzen wir sie nach Kräften; so gewinnen wir Alles wieder."

„Entschuldigen Sie, Madame, daß ich Sie nicht wie sonst, durch meine Briefe trösten und beruhigen kann; die Gefahr ist dringend heute und die Ansicht, die hier zu Lande herrscht und der zufolge Frankreich den Mächten, die im kommenden Jahre gegen dasselbe aufstehen werden, nicht wird Widerstand genug leisten können, trägt vollends dazu bei uns dem Abgrunde des Verderbens preisgegeben zu sehen. Die Bestgesinnten verlieren den Muth in einer solchen Lage. Unsere Infanterie darf, außer den beiden Garde-Regimentern, für gar nichts gelten. Nicht einmal der Stamm derselben ist in kriegsmäßigem Zustande. Der Herr Marschall von Tessé will seine Truppen nicht theilen. Und vielleicht hat er Recht. Alles dies, Madame, macht mich für die Zukunft besorgt und macht uns die Hülfe Frankreichs zur absoluten Nothwendigkeit. Ich bin sehr betrübt Ihnen so unangenehme Mittheilun-

gen machen zu müssen: wollte Gott, daß ich um den Preis meines Lebens Ihrem Geiste so viel Ruhe geben könnte, als ihm gut thut. Aber das geht nicht!.... So eben erfahre ich noch, daß der größere Theil der Soldaten von der Besatzung in Barcelona die Partei der feindlichen Truppen ergriffen hat. Dies verstärkt dieselben in dem Grade, als es die unsrigen schwächt. Unser Unglück wird mit jedem Augenblick größer, und nächst Gott, giebt es nur noch den König von Frankreich, auf den wir unsere Hoffnung setzen können. Der Herr Marschall von Tessé würde gegenwärtig mit seinen Truppen in Aragonien weit nothiger als in Estramadura sein.".....

Als ein bedeutendes Aktenstück darf der Brief angesehen werden, den die Fürstin des Ursins um dieselbe Zeit, am sechsten November 1705 über die Zustände und die ganze politische Lage von Spanien an den Marquis von Torcy schrieb. Er lautet:

„Das Mißgeschick, das uns bedroht, mein Herr, ist weit größer, als sie es sich denken. Da uns die Hülfe Frankreichs fehlt, um die Greuel des Aufruhrs zu unterdrücken, so ist Alles zu befürchten, und es bleibt uns nur noch jener eine Ausweg übrig, von dem ich Ihnen schon in einem meiner frühern Briefe gesprochen."

„Sie haben die Güte mir zu sagen, mein Herr, daß Sie die Veränderungen, die man beliebt habe, würden theuer bezahlen müssen, und daß dadurch Grund zu einer allgemeinen Mißstimmung gegeben sei."

„Sie fügen hinzu, daß es durchaus nicht scheint, als

ob die Granden in Verlegenheit wegen des Entschlusses wären, den sie genommen, und noch weniger, daß sie daran dächten, sich dem Willen des Konigs ihres Herrn zu unterwerfen. Mich der Freiheit bedienend, die wir Einer dem Andern gegeben haben, wo es gilt uns über Staatsangelegenheiten zu verständigen, frage ich Sie vor allen Dingen ob es Ihnen gefällt mir zu sagen, was das für Veränderungen sind, von denen Sie haben sprechen hören und welche Sie so theuer bezahlen sollen."

„Ich weiß nur von dreien, seit ich die Angelegenheiten Spaniens kenne. Die erste ist der Rücktritt des Kardinals: die zweite betrifft die Gesandtschaft des Herrn von Grammont und die dritte, wenn es Ihnen gefällt sich dessen zu erinnern, ist im Gange seit der Ankunft des Herrn von Amelot."

„Die Erste ist ohne Zweifel keine, die Ihnen Kummer macht: Sie erinnern sich gewiß sehr gut der Klagen, mein Herr, die man damals über die Verwaltung führte, auch haben Sie wohl nicht vergessen, daß wir zu jener Zeit im October 1703 uns beinahe in der Lage befanden, in der wir heute sind, und daß es Orry war, welcher den König in den Stand setzte die erste ruhmvolle Campagne gegen Portugal zu führen."

„Wenn es die Gesandtschaftsangelegenheit des Herrn Herzogs von Grammont ist, von der Sie sprechen, so theile ich darin ganz Ihr Gefühl, denn allerdings ist das Mißgeschick von heute nur die traurige Folge der Fehler, die damals gemacht worden sind: doch will ich nichts-

destoweniger die Schuld davon nicht auf den Gesandten schieben, seine Absichten waren gewiß die besten. Er hat sich auf die verlassen, von denen er meinte, daß sie Frankreich am meisten zugethan wären; und verzeihen Sie mir, wenn ich Ihnen sage, daß man von Französischer Seite aus noch nie recht begriffen, welche Art von Einfluß man auf die Spanier am Geeignetsten Geltung gewinnen lassen solle."

„Es ist eine unbestreitbare Wahrheit, mein Herr, daß diese Nation sich nur deswegen einem Französischen Prinzen anvertraut hat, weil sie fürchtete vom Kaiser nicht hinreichend genug unterstützt zu werden: die Ligue war entzweit in dieser Zeit; Frankreich hatte große Heermächte an den Spanischen Grenzen und das Haus Oesterreich schien verlassen von allen seinen Verbündeten, die da alle wünschten, daß diese Monarchie sich zersplittern möchte. Dies waren die Beweggründe, welche Karl II. veranlaßten ein Testament zu Gunsten des Herzogs von Anjou zu machen. Diese Beweggründe lassen sich nicht bezweifeln. Philipp V. wurde deswegen mit jenem außerordentlichen Jubel begrüßt, von dem er, der König, er mag darüber denken wie er will, doch stets nur wünschen wird, daß er dauern möge. Seitdem sich der größere Staatentheil von Europa für den Erzherzog erklärt hatte, befanden sich die Franzosen nicht mehr ganz sicher in Madrid. Herr von Blécourt kann das bezeugen, er war damals gerade hier; auch besitze ich mehrere Briefe von dem Herrn Kardinal von Porto-Carero, die dieser

von Barcelona schrieb und welche, was ich aussage, bestätigen. Die Niederlage des Herrn Herzogs von Savoyen und der Krieg gegen Portugal erschütterten den öffentlichen Geist noch mehr; aber, was ihn ganz darnieder warf, das war jener unglückliche Tag von Hochstedt, welcher in unserem Lande hier für den Schicksalsschlag angesehen wurde, dem Frankreich erliegen müsse. Von da ab haben die Granden geglaubt, indem sie die Wohlthaten und die Großmuth des Königs unseres Herrn vergaßen, daß sie die Wendung ihrer Monarchie nicht mehr verhindern könnten und daß es Zeit sei sich auf die Seite der Verbündeten zu werfen, die ihnen die stärkste schien. Das Volk auf der andern Seite indessen, verdrießlich keinen Handel führen zu können und von jeher geneigt unsere Nation zu hassen, verführt von einer Anzahl von Emissären, die rastlos und ungestraft alle Provinzen durcheilten, bildete sich ein, daß es unter der Herrschaft des Erzherzogs seine Wollen wieder an England und Holland vor wie nach würde verkaufen und seine alten Reichthümer sammeln können. Es sah im Geist schon seine Galionen die sichere Reise nach Indien machen, nach Indien wieder, wo es meinte, daß indeß der Franzose da seine Vortheile ziehe. Dies sind die Gedanken, mein Herr, und die Meinungen, die diejenigen hegen, welche die größte Treue gegen Frankreich beweisen und doch dazu beitragen, daß hier zu Lande die Sachen nur um so bunter durch einandergehen. Alle anderen Angaben sind nichts als Vorwände, die man erfunden

hat, um das zu verbergen, was ich offen dargelegt habe. Meine Darlegung ist die einzig wahre und richtige Aufzählung alles dessen, was in der That und im Grunde zu Veränderungen führen kann und führen muß, zu Veränderungen nicht der Gewalt, sondern auch des Oberhauptes. Und diese Veränderungen sucht man zu erlangen durch Mittel und Wege, die es verhindern Anklagen wegen Untreue aufzustellen. Ich erinnere mich noch ganz gut, an die Vorgänge des verflossenen Jahres, wo man das Conseil unmächtig zu machen wußte und die Truppen durch so harte und barbarische Behandlung erschreckte, daß fast Niemand mehr in der Infanterie dienen wollte. Wenn es irgend etwas giebt, was dem Herrn Herzog von Grammont vorzuwerfen ist, so ist es das: nicht das Geheimniß der militairischen Reduktion entdeckt und wie die Andern dahin gearbeitet zu haben, die Angelegenheiten des Königs von Spanien bis auf den Stand zurückgeführt zu haben, auf dem sie Herr Amelot angetroffen hat."

„Ich gehe jetzt, mein Herr, zu den Veränderungen über, die seit dieser neuen Gesandtschaft eingetreten sind. Sie sind fast alle während der Zeit geschehen, die ich auf Reisen war. Darum können sie wohl leicht glauben, daß es nicht meine Aufgabe ist sie überall zu vertreten. Dennoch werde ich Ihnen sagen, ohne in ein Detail zu gehen, das ich nicht vollständig erörtern kann, daß es keine einzige darunter giebt, die Spanien nicht gleichsam vom Untergange gerettet hat. Einige davon haben in gewisser Beziehung dem Könige das Ansehen zurückgegeben,

das er fast gänzlich verloren hatte; einige andere dienten dazu neue Truppen zu sammeln; keine einzige aber steht irgend wie im Zusammenhange mit der Empörung der Catalonier oder mit der Böswilligkeit der Valencianer und der Aragonier. Diese Provinzen sind gerade die, welche sich in Spanien am Vortheilhaftesten stehen; sie geben dem Könige fast gar keine Abgaben und ich weiß nicht im Geringsten von einem Angriffe, der auf ihre Privilegien abgezielt gewesen wäre. Haben wir doch auch gesehen, daß außer einigen Verblendeten, die unter einem neuen Herrscher ihr Glück zu machen hofften, sich fast nur allein die Hefe des Volkes hat verleiten lassen die Waffen zu Gunsten des Erzherzogs zu ergreifen. Diese Leute würden vor drei Jahren dasselbe gethan haben, wenn sie den Feind in der Lage sie zu schützen gesehen hätten, ohne daß ich Ihnen zu sagen vermöchte, ob dies aus Haß gegen die Franzosen oder aus dem gegen die Spanier geschehen wäre. Es ist wahr, daß Sie mir entgegnen können, mein Herr, es sei noch ungewiß ob die Castilianer treuer seien; aber ich habe Ihnen den Grund gesagt und ich kann dem nichts hinzufügen, als daß wahrscheinlich Alles von den Kräften abhängen wird, die wir gegen den Erzherzog ins Feld zu schicken haben werden."

„Was die Angelegenheiten der Granden gegen den Hauptmann der Garden betrifft, so finden wir in Allem, was wir sahen nur, daß dieser mehr und mehr sich im Recht befindet. Die gegenwärtigen Zeitläufte sind wenig

geeignet diese Herren zu ihrer Pflicht zurückkehren zu machen; indessen Sie wissen, daß wir diese Sache nicht vernachlässigen und ich kann Sie versichern, daß sie beendigt sein soll sobald wir nur ein wenig günstigen Fortgang in den politischen Verhältnissen finden. .... Diese lange Auseinandersetzung, mein Herr, beschönigt unser Uebel nicht. Auch sehe ich nur ein einziges Mittel noch größere Mißgeschicke, die uns bedrohen, abzuwenden. Der Erzherzog kann, noch bevor ein Monat vorübergeht, mit 20,000 Mann in Arragonien sein. Er darf alsdann nicht darauf rechnen, daß das Land sich vertheidigen wird, denn es wäre Thorheit wenn der König von Spanien auf die Gefahr hin seine besten Truppen zu verlieren, unbefestigten Städten Besatzungen anvertrauen wollte. Mit 7 oder 8000 Mann würde es unter allen Umständen unmöglich sein einen so überlegenen Feind aufzuhalten. Auch könnte irgend eine Zufälligkeit die Bevölkerung von Madrid in Aufstand bringen und die Majestäten alsdann, wenn sie ohne hinreichenden Schutz einer bewaffneten Macht wären, sich gezwungen sehen eine Flucht zu ergreifen, die nicht allein schimpflich, sondern auch für ganz Spanien entscheidend sein würde."

„Unter diesen Umständen scheint es mir das Beste, wenn der König so schnell als möglich den Herrn Marschall von Tessé mit allen Franzosen, die unter seinem Kommando stehen, herbeiruft und die Vertheidigung der Grenzen gegen Portugal einem Theile der Spanischen Armee überläßt, die sich dem Portugiesischen Heere aller Voraussetzung nach

nicht so schnell wie dem Erzherzoge unterwerfen werden. Sie reichen während des Winters wohl hin zu verhindern, daß die Feinde in das Land eindringen, besonders wenn einige Regimenter Cavallerie, deren wir hinreichend haben, ihnen zur Unterstützung dienen. Auf diese Weise aber allein wird es dem Könige möglich eine Armee von mindestens 20,000 Mann zu bilden, mit ihnen in Catalonien einzudringen, das Volk zu entwaffnen und seinen Feind bis Barcelona zurückzudrängen. Ich weiß sehr gut, daß dieser Plan seine Schwierigkeiten hat, aber andere haben sie noch in höherem Grade. Man wird ganz gewiß Alles verlieren, wenn man sich nicht entschließen will Etwas zu opfern. Ich weiß nicht, ob der Herr Marschall von Tessé nicht Gefahr liefe aufgehoben zu werden, wenn er den Winter über bliebe, wo er sich jetzt befindet. Dies ist eine Meinung, mein Herr, die ich dem Herrn Gesandten zu überlegen geben werde. Wolle Gott, daß er die Wege und die Mittel finde diese Monarchie zu retten! Meine Erfindungskraft ist erschöpft, ich entdecke keine anderen, als die ich angegeben habe und welche, wie ich gewiß glaube, auch die einzigen sind, die eingeschlagen werden müssen, wenn wir bis zum Monat April auf keine Unterstützung von Seiten Frankreichs zu hoffen haben."

„Ich bin, mein Herr, die aufrichtigste Ihrer Freundinnen, und ehre Sie, wie Niemanden in der Welt."

„N. Schr. Es hat sich gefunden, mein Herr, daß der König von Spanien über die Heranziehung des

Herrn Marschalls von Tessé denselben Gedanken gehabt hat, wie ich. Seine Majestät hat darüber mit dem Herrn Gesandten gesprochen; also habe ich an der Entschliessung, die man nehmen wird, keinen anderen Theil, als den, der mir zukommt und welcher darin besteht, daß ich über die Angelegenheit nachgedacht habe und nun darin handeln lasse, wie man es für recht hält.“ .....

Dieser Brief ist ein Meisterstück an Umsicht und diplomatischem Takt. Was die Fürstin des Ursins darin angiebt und vorschlägt, war gewiß richtig und gut. Es ist ohne Zweifel, daß sie damals am Spanischen Hofe der umsichtigste und klügste Kopf gewesen. Am meisten zu bewundern aber bleibt, daß sie eben diesen klugen und umsichtigen Kopf, diesen Kopf eines Generales, eines Staatsmannes, nicht amazonenmäßig mit einem Helme oder sonst einem männlichen Embleme zierte, sondern, daß sie gescheut genug war, ihn echt weiblich mit Spitzen, Bändern, Schleiern und Blumen zu schmücken. Mit anstaunungswürdiger Grazie weiß sie sogar allen ihren Einfluß zu verbergen und nur so erscheinen zu lassen, daß er nicht nur die, auf die er sich erstreckt, nicht compromittirt, sondern auch denen nicht verdächtig wird, gegen die er gerichtet ist. . . . Für wie charakteristisch in dieser Beziehung darf die Nachschrift des eben mitgetheilten Briefes gelten! Nachdem sie angegeben, wie Alles zu machen, auszuführen und zu vollbringen ist, und veranlaßt hat, daß man nun auch wirklich daran geht es nach ihrer Vorschrift zu machen, auszuführen

und zu vollbringen, nach alledem schreibt sie: der König hatte dieselben Gedanken, die auch ich hatte, er sprach mit dem Gesandten; werden die Pläne vollstreckt, so habe ich selbst natürlich nichts mehr damit zu schaffen. Der König ist König und der Französische Gesandte sein officieller Rathgeber. Was hat da die Fürstin des Ursins zu sagen? Die Fürstin des Ursins hat nur ein wenig nachgedacht. . . . . Nachgedacht! . . . . . Und nun läßt sie darin handeln, wie man es für recht hält! . . . . . Wahrlich das ist sehr weiblich! Und diese Weiblichkeit ist in der Fürstin des Ursins ein großer Reiz. Nachdem sie fünf Seiten wie ein großer Staatsmann, wie ein Politiker, wie ein Feldherr geschrieben, kann sie den Brief nicht schließen, ohne eine Nachschrift wie eine Frau zu schreiben. Nicht mit Groll, nicht mit Aerger kann der Marquis von Torcy den Brief aus der Hand gelegt haben. Der Brief hat ihm zwar manche Wahrheit, manche Rüge gesagt, aber wie konnte ihn das verletzen, wie beleidigen? Sagt die Frau am Schlusse doch so bescheiden, daß sie nur ein wenig gedacht habe. Und wenn diese Gedanken ausgeführt werden, sagt sie ferner, so geschieht dies nicht, weil es meine Gedanken waren, sondern weil sie mit den Gedanken Anderer zusammenstimmten, welche die Gewalt und die Macht haben, sie ins Werk zu richten.

Die Fürstin des Ursins überhob sich nicht. Sie war so klug sich den Anschein von weniger Einfluß zu geben, als sie in der That besaß. Aber deswegen hatte sie ja

auch Ludwig XIV. geschickt. Dieser König wollte, daß man seine Herrschaft in Spanien nicht merken sollte. Deswegen ließ er sie in die Hände einer Frau legen, die sie unter gewinnendem Lächeln und unter spielender Anmuth verbarg. In der Wirklichkeit jedoch regierte sie nach den Vorschriften und Winken der Frau von Maintenon das ganze Land. Aus Philipp V. machte sie vollends, was sie wollte. Nur freilich einen Helden und Staatsmann konnte sie nicht aus ihm machen. Sie brachte ihn nicht einmal dazu, daß er sich, wie es zu wünschen war, an die Spitze des Heeres setzte. Im Lager fand er freilich das Bett seiner Gemahlin nicht. Und ohne dieses Bett, wie wir schon gesagt, konnte er nicht leben .... Aber er sollte es doch. Es wurde in Paris gewünscht und die Fürstin hatte Mühe genug ihn deswegen bei der Frau von Maintenon zu entschuldigen.

Am dritten Februar 1706 schrieb sie unter anderem: „Es ist nöthig, Madame, daß ich die Ungeduld befriedige, die Sie haben den König von Spanien an der Spitze seines Heeres zu erblicken. Ich bin selbst in einem zu hohen Grade betrübt darüber seine Abreise von einem Monat auf den andern verschoben zu sehen, als daß ich die Gründe, die ihn dazu bewogen, nicht von Anderen erörtern lassen sollte. Der Aufstand im Königreiche Valencia ist Aller Ansicht nach ein sehr gefährlicher und die Truppen, die man dahin hat schicken müssen, um ihn zu dämpfen, haben die Armee des Herrn Marschall von Tessé zu sehr geschwächt, um es zu wagen Seine Majestät

in einem Laude an ihre Spitze zu stellen, in welchem Alles, was Waffen tragen kann, dieselben ergriffen hat. Der Herr Marschall hat deswegen geglaubt, sich erst Aragoniens bemächtigen zu müssen, ehe er nach Katalonien einrückt. Eine Armee en corps hat ihm zu diesem Vorhaben nicht geeignet geschienen und er sich deswegen bewogen gefühlt seine Truppen hier und da um den Ebro herum zu cantonniren, damit er Lebensmittel und Alles, was zu einer solchen Unternehmung nöthig ist, sammeln könne ..... Dies, Madame, antwortete man mir, wenn ich fragte, wie Sie gefragt haben. Es ist die Sache des Königs zu beurtheilen, ob diese Gründe gut oder schlecht sind. Jedenfalls dürfen Sie sich versichert halten, daß der König von Spanien vor Verlangen brennt, abzureisen, und daß er sowohl wie die Königin die Zeit bedauern, die man seit beinahe einem Monate zu verlieren scheint......"

Die Entschuldigung, wie wir sie hier mitgetheilt, konnte nicht klüger gegeben werden, als sie gegeben worden ist. Der König wird wegen seiner Versäumniß angeklagt, aber angeklagt in einer Weise, daß die Schuld nothwendig von ihm ab und auf seine Umgebung fallen mußte. Dadurch brachte es natürlich die Fürstin des Ursins dahin, daß man den König von Spanien von Paris aus antrieb und immer mehr und mehr auf sie verwies.

Sie brachte es denn auch wirklich dahin, daß auf besonderen Befehl Ludwigs: Philipp kurz darauf sich zum

Heere begab, aber freilich an der Spitze desselben mit so gar wenig Glück operirte, daß man sich genöthigt sah, ihm den Herzog von Orleans zu Hülfe zu schicken.

Während dieser Zeit war es, daß die Fürstin des Ursins am neunten April 1706 an Frau von Maintenon schrieb:

„Ich gestehe Ihnen, Madame, daß ich besser, als irgend Jemand in der Welt begreife, was Sie in der jetzigen Zeit zu leiden haben, sind Sie und ich doch wohl die Einzigen, die an dem Schicksale unserer Könige einen so tiefen und innigen Antheil nehmen. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie erregt die Gedanken sind, mit denen ich mich niederlege sowohl als aufstehe; sie sind zu erregt, als daß meine Gesundheit dabei bestehen könnte! Ich leide heftig an Rheumatism; aber was mich noch mehr als dieses Leiden belästigt; das ist die Schwäche meines Auges, dem Licht und Staub hier durchaus nicht zuträglich sind .... Sie täuschen sich nicht, Madame, wenn Sie glauben, daß ich keinen Augenblick müssig bin; fast nie habe ich Muße meinen Gedanken nachzuhängen, immer muß ich sie bestimmten Verrichtungen widmen. Erlaubt mir der Zufall, daß ich mir die Ehre geben kann, an Sie zu schreiben, so werde ich jeden Moment unterbrochen, denn mein Amt erfordert, daß ich mir den Kopf über allerlei nichtssagende Dinge zerbreche, an denen alle Camerera Major vor mir ihr Vergnügen fanden. Es ist leider nicht an der Zeit, das zu verwerfen

und doch giebt es so viel wichtigere Dinge, an die ich zu denken habe."

Sie dachte wirklich an Alles in Spanien und manchmal darüber hinaus auch noch an die Welt. Einmal hat sie einen langen Brief fast allein politischen Inhalts an die Frau von Mainteuon geschrieben. Er ist zusammengelegt, couvertirt und gesiegelt der Brief, da reißt sie ihn noch einmal auf und macht eine Nachschrift. Eine Nachschrift! Und von was? Von den Worten: „Was für Ungeheure giebt es doch in der Welt! Mein Gott!" ....

Wir sagten schon: die Fürstin des Ursins war bei aller Politik, aller Staatskunst doch eine echte Frau. „Nachdem sie eine lange politische Abhandlung geschlossen, erfuhr sie, daß vielleicht ein Mann schlecht von ihr gesprochen, oder ein Anbeter ihr untreu geworden sei, gleich reißt sie den Brief wieder auf und setzt unter ihre Depesche den Ausruf: „Was für Ungeheure giebt es doch in der Welt! Mein Gott!"

Die Männer lachen vielleicht, wenn sie dieses Anhängsel lesen. Aber die Frauen werden wissen, was es zu besagen hat. Frau von Maintenon verstand es gewiß. Sie verstand in diesem Ausrufe das Herz eines Weibes, das vor lauter Staatsgeschäften nicht dazu kam sich auszulassen und daß nur eben Zeit hatte, sich in diesem Schmerzensschreie Luft zu machen.

„Was für Ungeheure giebt es doch in der Welt! Mein Gott! .... Wahrlich in diesem Satze liegt

eine ganze Geschichte, das stille Geheimniß einer weiblichen Seele.

Wir können es nicht entziffern, nicht enträthseln, aber respektiren können wir es. Respekt verdient die Fürstin des Ursins jedenfalls, so sehr der Herzog von Saint-Simon auch dagegen ist. Und sie verdient ihn hauptsächlich deswegen, weil sie die männliche Entschlossenheit, die ihr eigen war, nicht gar zu sehr auf Kosten ihrer Weiblichkeit walten ließ. Diese Sorge für die Kinder der Königin von Spanien, diese langen Erzählungen, die sie von Schwangerschaft, Ammen und Erziehung mitten in ihre politischen Erörterungen hineinflicht, sie beweisen am Besten, wie sie doch nie vergaß, daß sie eine Frau war. Und daß sie als Frau doch wieder so resolut, so unternehmend, so wenig verzärtelt sein konnte, wie sehr gereicht ihr dies nicht zur Ehre!

Am siebenten November 1707 schreibt sie da unter anderem:

„Vergangene Woche, Madame, konnte ich Ihnen nicht schreiben, weil ich das Fieber hatte: ich habe mich dabei selbst und nach meiner eigenen Eingebung behandelt, ganz ohne Arzt, und ich bin jetzt auch richtig wieder hergestellt......... Doch muß ich mich vor einem Rückfalle hüten, denn es ist hier eine hergebrachte Sache in diesem Jahre, daß man nach kaum überwundenem Unfalle noch zwei oder dreimal nachträglich in denselben zurückverfällt. Auf alle Fälle hin beobachte ich eine Diät, wie man sie am Hofe in Frankreich unter denselben Umständen

zu beobachten nicht für möglich hielte. Aber wie dem auch sei, Madame, wenn es durchaus nöthig ist, daß Sie oder ich das Fieber haben, so wird es immer besser sein, wenn ich damit behaftet werde, denn ich werde bei solchen Gelegenheiten nie so melancholisch wie Sie, die Sie mir am heitersten scheinen, wenn Sie sich wohl befinden."....

Nirgends aber zeigte sich die Fürstin des Ursins gescheuter als in der Art, in der sie über den Herzog von Orleans nach Paris schrieb. Es ist bekannt, daß Ludwig XIV. es durchaus nicht leiden konnte, wenn irgend Jemand neben ihm berühmt wurde. Der Ruhm sollte ihm allein gehören. Wie er gesagt hatte: Ich bin der Staat!.... so sagte er auch: Der Ruhm, das bin ich... Er haßte Racine, weil der Name dieses Dichters neben dem seinigen glänzte....... Nun gar den Herzog von Orleans!...... Dieser junge Prinz war wüst, lärmend, übermüthig und lasterhaft, aber er hatte Muth, Geistesgegenwart und den Blick eines Feldherrn. Dieser besonders war es, den Ludwig an dem Prinzen nicht leiden mochte. Er hatte denselben schon einmal von seinem Heere abgerufen, weil er an der Spitze desselben Geltung und Ruf gewann. Nach Spanien hatte er ihn nur nothgedrungen gehen lassen. Philipp war kein Soldat, er blieb gegen die Feinde überall im Nachtheile, es mußte da also, wenn man Spanien nicht verloren geben wollte, ein Aeußerstes geschehen. Und dies Aeußerste war für Ludwig die Absendung des Herzogs von Orleans, der auch wirklich bald den Dingen jenseits der Pyrenäen

eine günstigere Wendung gab. Er schlug und verdrängte die Feinde.

Die Fürstin des Ursins, die darüber Nachricht zu geben hatte, that dies mit einem ganz wunderbaren Geschicke. Sie rühmte in allen Thaten des Herzogs von Orleans den Geist Ludwigs. Sie wußte es so zu machen, daß alles Lob, was dem jungen Prinzen gespendet wurde, als ein Attribut des Königs erschien. Der König, der am Ende die Sache wohl durchschaute, ließ sich aber doch eine lange Zeit dadurch blenden, leider aber nicht so lang, als es wünschenswerth war. Er rief den Herzog früher ab, ehe der Feind ganz darniederlag.

Die kluge Zurückhaltung der Fürstin des Ursins gegen den Herzog von Orleans aber hatte die Folge, daß man sie mit diesem zu entzweien suchte. Man erkannte die Politesse nicht, mit der sie verfuhr.

In einem Briefe ohne Datum schreibt sie deswegen an Frau von Maintenon:

„Es bleibt mir nur noch übrig, Madame, Ihnen von einer Kabale Rechenschaft zu geben, vor der ich sie zu warnen mir die Freiheit genommen habe. Sie verlangen, daß ich mich offen erklären und keine halben Worte sagen soll. So viel ich aber weiß, hat dies schon der Herr Gesandte an meiner Statt gethan und einen langen, ausführlichen Brief über diese Angelegenheit an den Hof geschickt. Ich weiß sehr wohl woher die Sache kommt. Es giebt da noch immer vier oder fünf Granden, die in ihren Intriguen gegen mich fortfahren:

sie wollen Frankreich gerne überreden, daß hier Alles verloren sei, wenn man das Gouvernement nicht ändere; allein dies that man nur aus Verblendung gegen mich und aus mißverstandenem Interesse. Wollte man diesen Leuten folgen, so ginge hier schon lange Alles drunter und drüber. Sie versammeln sich aber nichtsdestoweniger sehr oft zu Berathungen bei denen, wie sie öffentlich erklären, der Herzog von Orleans den Vorsitz führt. Die Holländischen Zeitungen sind voll dieser Armseligkeiten und es geschieht mir nicht eben selten, daß ich im Ernste gefragt werde, ob ich mit Seiner Königlichen Hoheit entzweit sei und ob der König mir seine Gnade entziehe. Ich antwortete hierauf, Madame, daß ich von alledem nichts wisse und daß, wenn durch irgend ein Unglück es geschehen sollte, daß Seine Majestät mit meinem Verhalten unzufrieden sein müßte, ich keinen Augenblick zögern würde ihn unterthänigst zu bitten mich aus dieser Stellung, die ich die Ehre habe hier einzunehmen, sofort zu entlassen..... Ich habe einige meiner Freunde am Hofe einen Brief des Herrn Herzogs von Orleans lesen lassen, in welchem Seine Königliche Hoheit mir die Ehre erweist, mir auf die allerverbindlichste Weise von der Welt zu schreiben, daß er mich bitte Ihnen, Madame, mehr als sonst Jemand auf Erden zu trauen. Man war überrascht, zu lesen, daß dieser Prinz mir eben so viel Freundschaft erweist, als man in Madrid und selbst in Frankreich glaubt, daß er mit mir in Feindschaft stehe. Und dies hat, wie ich glaube, guten

Erfolg gehabt. Aber Seine Königliche Hoheit würden auch, wenn es mir erlaubt zu sagen ist, großes Unrecht haben, wenn Sie die ehrfurchtsvolle und aufrichtige Anhänglichkeit, die ich für Sie hege, verkennen wollten. Sie wissen mehr als Jemand sonst, Madame, auf welche Art ich von den guten und großen Eigenschaften des Prinzen gesprochen, und ich wüßte nicht, weßwegen ich auch anders von ihnen sprechen sollte."

So gescheut dieser Brief auch abgefaßt war und wie sehr die Schreiberin darin auch getrachtet hatte sich nach beiden Seiten hin gerecht zu machen, eine völlige Aussöhnung scheint ihr doch nicht gelungen zu sein. Abgesehen davon, daß sie noch mehrmals auf ihr Verhältniß zum Herzog von Orleans in ihrer Correspondenz, wie auf eine wunde Stelle darin, etwas zagend und scheu zurückkommt, schreibt sie unter dem acht und zwanzigsten April 1709 auch noch einen Brief, in welchem sie sich gleichsam auf Gnade und Ungnade ergiebt. Dieser Brief lautet:

„Ihre Briefe werden leider sehr selten, Madame. Durch die hier zuletzt angekommene Post habe ich keinen erhalten, keinen, Madame, und doch habe ich nie mehr auf die Ehre einen zu bekommen gerechnet, als gerade jetzt. Ich schreibe Ihnen also diesmal nicht, um Ihnen zu antworten, sondern nur um Ihnen meine Gedanken und Empfindungen über das mitzutheilen, was mir das Wichtigste ist. Gilt es doch: mir die Güte zu bewahren, durch welche mich der König ehrt und ohne die ich die

unglücklichste Person auf dieser Erde sein würde...... Der Friede, den man von allen Seiten von Seiner Majestät abgeschossen zu sehen wünscht und dessen Bedingungen man veröffentlicht, wirft mich in eine Lage, die eben so unangenehm als drückend ist. Ich weiß durchaus nicht wie ich mich bei so bewandten Umständen zu verhalten habe; ich weiß nur, daß ich eine gute Französin bin, daß meine erfurchtsvolle Anhänglichkeit an den König unendlich ist und daß meine Erkenntlichkeit für seine Gnade, dieser Gnade immer angemessen sein wird. Erlauben Sie darum, Madame, Sie unterthänigst zu bitten mich wissen zu lassen, wie ich hierbei mich zu verhalten habe, auf daß der König mehr und mehr durch meine Handlungen erkennen lerne, wie sehr ich ihm von ganzem Herzen ergeben bin. Sein Gesandter, dessen Eifer ebenso groß ist, wie der Geist und die Bildung, die er besitzt, wird ihn über nichts im Unklaren lassen, was sich hier am Hofe begiebt und ohne Zweifel ihm auch gemeldet haben, daß Seine Katholische Majestät entschlossen ist, seine Krone und seine Unterthanen nur mit dem Leben aufzugeben."

Dieser Brief ist eine Art Chamade, welche die Fürstin des Ursins zu schlagen beginnt. Man weiß, daß sie gerade vor allen auf den Krieg bestand und Philipp V. dazu anfeuerte. In diesem Feuer befindet er sich noch, sagt sie, aber will der König von Frankreich, daß es erlöschen soll, gut, so will ich es dämpfen, dämpfen zum Leidwesen des Herzogs von Orleans. Denn der Herzog

von Orleans, wenn er auch schon nicht mehr an der Spitze des Heeres stand, von der ihn Ludwig abberufen, durfte doch hoffen, dahin zurückzukehren, sobald die Lage drängend wurde.

In einem darauf folgenden Briefe vom sechsten Mai 1709 sagt sie:

„Sie werden aus meinem letzten Briefe ersehen haben, Madame, wie ich über die gegenwärtige Lage unserer Angelegenheiten denke und wie ich vor allem wünsche darin nach dem Willen des Königs zu handeln. Einen Augenblick habe ich daran gedacht mir die Freiheit zu nehmen selbst an den König zu schreiben und ihn ganz unterthänigst zu bitten mir, was ich hierbei thun soll, höchst eigenhändig vorschreiben zu wollen. Aber nach einiger Ueberlegung habe ich klüger zu handeln geglaubt mich an Sie, Madame, zu wenden, um die Absichten Seiner Majestät zu erfahren. Ich bitte hier noch einmal mir dieselben mittheilen zu wollen. . . . . . .“

Weiter unten fährt sie fort:

„Ich bin sehr erstaunt darüber, Madame, daß der Herr Marschall von Villars die Truppen in besserem Zustande und geordneterer Disciplin gefunden hat, als man am Hofe zu Versailles es vermuthete; es scheint, daß fast alle Welt sich verschwört den König zu entmuthigen. Es hätte vielmehr im Interesse dieses Generals gelegen die Uebel zu vermehren, als zu vermindern; würde er dadurch doch unangenehmen Ereignissen entgangen sein, die er vielleicht jetzt doch nicht wird ver-

hindern können. Hat er doch Recht, daß man mit einer Armee, die keinen Sold bezieht, nichts ausrichten kann. Wie lange ist es her, Madame, daß man an Ihrem Hofe schrie, wie man weder Geld noch Leute habe und darum gezwungen sei Frieden um jeden Preis zu machen! Sie haben aber im letzten Feldzuge gesehen, wie falsch das Alles war, und wenn die Generäle einig gewesen wären, so würden Sie noch mehr Gelegenheit erhalten haben sich davon zu überzeugen, wie man mitten unter Hülfsmitteln aller Art verzweifelte . . . . Ich will in diesen Dingen nicht weiter gehen, denn ich weiß, dies würde nur dahin führen Sie und mich selbst auf's Höchste zu betrüben; aber so viel ist gewiß, Madame, wie mir scheint: könnte ich mein Herz Ihnen in einer vertrauten Zusammenkunft ohne Rückhalt öffnen, so würden viele Sachen zum Vorschein kommen, die uns in den Abgrund stürzen und die, wie ich glaube, man leicht hätte voraussehen können, oder auch ganz zu vermeiden vermocht haben würde. Indeß will ich immer noch hoffen, daß der Himmel einen Schlag zu unseren Gunsten thue. . . . .“

Etwas von diesem Schlage glaubte die Fürstin des Ursins schon in dem Siege zu sehen, den der Marquis von Bay um diese Zeit über die Portugiesen errang. Sie theilte diese Nachricht ganz triumphirend der Frau von Maintenon mit und ereiferte sich in hohem Grade, als diese in die darüber ausgebrochene Freude einzustimmen wenig Lust bezeigte.

Sie schrieb am dritten Juni 1709 an diese:

„Sie haben wenig Freude über unsere Siegesnachricht empfunden, Madame, vielleicht hat sie Ihnen sogar Kummer gemacht, weil Sie befürchten, daß durch die Fortschritte in Spanien Seine Katholische Majestät dem so sehr gewünschten Frieden Schwierigkeiten in den Weg legen möchte. Indessen, was thut das? Wenn man hier zu Lande die Feinde schlägt, so wird man anderswo die, mit denen der Herr von Torcy unterhandelt nur um so weniger stolz und um so weniger ungerecht finden. Aber freilich man hat den Herrn Marschall von Besons für derartige Unternehmungen wohl nicht hierhergeschickt; ich glaube sogar, daß wenn wir die Mittel und Wege fänden diese Campagne fortzusetzen, die Franzosen, welche er kommandirt, nicht Befehl erhalten würden die Schwäche des Erzherzogs in Catalonien zu benutzen. Man muß gestehen, daß es ein großes Unglück für die beiden Könige ist, daß die Maaßregeln nicht ergriffen werden, die ihnen von Vortheil sein müßten. Ich befürchte sehr, daß man dies ein wenig zu spät einsehen wird .... Ein Courier, den der Herr Herzog von Alba abgeschickt hat, versicherte mir, daß er auf seinem ganzen Wege das Korn in sehr gutem Wachsthume gesehen habe. Wenn aber die Ernte gut wird, hört natürlich die Hungersnoth auf. Aber diese ist es freilich ja nicht allein, die man Sie fürchten läßt. Man erzählt Ihnen auch noch vom Scorbut und der Pest. Hat man Ihnen nicht auch noch mitgetheilt, daß hier der Himmel anfängt einzustürzen?...

Ich gestehe zu, daß allerhand Mißgeschick kommen kann; aber warum sich im voraus über Dinge ängstigen, die noch nicht vorhanden sind? ...... Wenn die Soldaten glaubten vor Hunger sterben zu müssen, würden sie nicht so viel Muth beweisen, als sie zu Tage gelegt haben; und wenn die Officiere und der Herr Marschall von Villars sich damit begnügen schwarzes Brot, oder Brot von Gerste zu essen, so bin ich überzeugt, daß man im Stande ist, ihnen dieses zu geben..... Verzeihen Sie, ich bitte Sie, Madame, wenn ich nicht ganz wie Sie, die Nothwendigkeit einsehe, sich den Gesetzen der Ligue, die diese dem größesten Monarchen der Welt vorschreibt, zu unterwerfen......"

In einem Briefe vom zehnten Juni sagt sie ferner:

„Ich gestehe gern, Madame, daß unser Mißgeschick sehr groß ist und daß Sie mehr als eine Ursache haben sich zu betrüben, wenn der Friede auf jene furchtbaren Bedingungen hin zu Stande kommt, auf welche die Feinde bestehen. Es kommen mir darüber so entsetzliche Dinge zu, daß ich nicht begreife, wie man um diesen Preis den Frieden erkaufen mag. Müßten meiner Ueberzeugung nach sich doch lieber alle Unterthanen des Königs opfern, als eine solche Schmach über Frankreich ergehen lassen. Es giebt Niemanden in Spanien, der die verderblichen Absichten der Ligue nicht kennte und begriffe, daß man diese Monarchie Frankreich abwendig machen will. Ich überlasse Ihnen sich auszudenken, welchen Eindruck hier diese Dinge machen und in welchen Zustand sie den

König und die Königin versetzen. Was ich bewunderns-würdig dabei finde, Madame, das ist, daß Sie betroffen, aber nicht niedergeschlagen sind und daß der König ganz eingenommen von der Sorge ist, sich allein zu vertheidigen, im Fall der König sein Großvater ihm die Hülfe verweigert, die er ihm versprochen und ohne welche es ihm allerdings schwer sein wird sich Spanien zu erhalten. Sie fordern mich auf, Madame, hier zu bleiben, weil Sie glauben, daß ich den Majestäten nicht ohne Nutzen sein würde und vor allem weil die Königin einer menschlichen Seele bedürfe, die sie tröste. Aber Sie können versichert sein, Madame, die Erhabenheit ihrer Seele und die Stärke ihres Geistes werden sie mehr unterstützen, als Alles, was ich zu thun vermöchte, um ihren Kummer zu mildern. Diesen Kummer fürchte ich nur noch zu vermehren durch das Mißtrauen, das die Spanier gegen mich hegen werden, wenn sie mich durch das Vertrauen der Majestäten geehrt sehen, mich, die ich, wie Sie wissen, abhängig vom Könige von Frankreich bin. Sie würden, wenn die Dinge nicht nach ihrem Wunsche ging Gelegenheit nehmen sich zu beklagen, daß es der Geist Frankreichs sei, der sie beherrsche durch meine Einflüsterungen. Darum, Madame, wäre es gut, denke ich, wenn man ihnen diesen Vorwand zur Klage nähme. Die Verehrung, die ich für eine Prinzeß und einen Prinzen hege, die mich durch so viel Güte ausgezeichnet haben, erlaubt mir nicht in ihrem Dienste zu bleiben wenn ich Ursache habe anzunehmen, daß ich durch dies Darinver-

bleiben ihnen Schaden bereite. . . . . Ich werde die Ehre haben, Madame, mich gegen Sie noch vollständiger über diese Sache auszusprechen, wenn wir von dem Erfolge unterrichtet sein werden, den die Unterhandlungen des Herrn von Torcy gehabt. Darin bin ich mit Ihnen einverstanden, Madame, daß der König und die Königin noch viele Wechsel der Umstände mit anzusehen haben werden; ihre Jugend und die Zeitläufe sind gleich berechtigend zu dieser Annahme; das Haus Oesterreich ist allerdings nicht zahlreich genug, um hoffen zu dürfen, die Herrschaft sich noch auf lange Jahre hin in's Gesammt über diese Monarchie bewahren zu können; aber dies sind doch nur schwache Hoffnungen auf die Widererlangung einer Krone in dem Augenblicke, wo man im Begriffe steht sie zu verlieren. . . . . ."

Man sieht aus allem diesen, daß die Fürstin des Ursins ein wirklich politischer Kopf war, ein Kopf, der zu definiren, zu combiniren und was am meisten sagen will, auch ihre eigene Stellung im Auge zu behalten wußte. Das, was sie über die Nothwendigkeit sagt, den Hof von Spanien zu verlassen, ist klug und durch die Lage der Dinge motivirt. Wenn sie nichtsdestoweniger blieb, so geschah dies nur, weil eben Ludwig XIV., wenn er auch schon Philipp V. nicht mehr helfen konnte, demselben doch immerhin noch rathen wollte. Darum geschah es denn auch, daß das Rückberufungsgesuch der Fürstin des Ursins unberücksichtigt und sie vor wie nach am Spanischen Hofe blieb.

Am zwölften Juni 1709 schrieb sie zwar:

„Ich habe die Güte erkannt, mit welcher der König in der Depesche an seinen Minister mich zur Herrin über die Entscheidung macht, ob ich hier bleiben oder mich entfernen will. Er sei überzeugt, sagt er, daß meine Dienste den Katholischen Majestäten sehr nützlich sein würden, meint aber, daß es an mir sei, mich zu diesen zu verstehen oder nicht. Nachdem ich lange hin und her überlegt habe, was dem Könige und der Königin am meisten nützen könne, mein Bleiben oder mein Gehen; habe ich beschlossen, Madame, daß es besser sei mich zu entfernen, weil ich fürchte, wenn die Spanier das Vertrauen sehen, mit denen die beiden Majestäten mich beehren, sie mir alles das zur Last legen werden, was der König und die Königin nicht nach ihrem Wunsche thun... Ich habe bisher von meinem Plane nur zu dem Herrn Gesandten gesprochen. Der Zustand, in dem sich gegenwärtig die Königin befindet, macht es mir schwer denselben auch ihr mitzutheilen. Doch wird diese Mittheilung noch schmerzlicher für sie sein, wenn ich sie ihr in den Wochen mache. Ich weiß wie ungern sie und der König mich entlassen. Als ich vor längerer Zeit den König und die Königin allein in ihrem Zimmer traf, erwiesen sie mir die Ehre, mir unter Thränen zu sagen, wie unglücklich sie sein würden, wenn ich sie eines Tages verlassen wollte..... Sie können sich leicht denken was dieser Auftritt für einen Eindruck auf mein Herz gemacht hat. Aber je mehr Liebe dies für sie fühlt, um so mehr

muß ich darauf bedacht sein ihre Interessen wahrzunehmen. Ich glaube Sie werden diese zarte Rücksichtsnahme nicht tadeln, Sie gewiß nicht, Madame, die Sie zum mindesten meinen das Fieber zu bekommen, wenn Sie an eine Ungnade der Könige denken. . . . . Ich werde diejenigen Maßregeln ergreifen, die mir die besten scheinen, um die Katholischen Majestäten in meine Abreise einwilligen zu machen."

Diese Abreise aber wie gesagt, erfolgte nicht. Es ereigneten sich sehr bald Dinge, die sie von ihrem Entschlusse zurückkommen ließen, obschon derselbe ziemlich fest in ihr schien gewesen zu sein. Wahrscheinlich war sie von der Kälte, die Ludwig XIV. bei ihrem Rückberufungsgesuche zeigte, verletzt. Sie hatte erwartet, daß er in Anerkennung ihrer Verdienste, diese Gelegenheit ergreifen würde, um ihr seinen Antheil und seine besondere Achtung zu beweisen. Allein so etwas lag nicht im Charakter des Französischen Königs. Ludwig hielt Niemand für unersetzlich in der Welt, als sich selbst. Daß die Fürstin des Ursins Dank und Anerkennung von ihm erwartete, verdroß ihn; wie es ihn wohl auch noch mehr verdroß, daß sie auf das, was sie gethan, einigen Werth meinte legen zu dürfen. Ludwig dachte, daß das, was sie ausgeführt, nur seine Gedanken gewesen wären, auch dann, wenn diese Gedanken nie in seinem Sinne gelegen. Dadurch, daß er ihr erlaubt hatte für ihn und seine Interessen zu denken, glaubte er, daß er das einzige und ausschließliche Recht auf dieses Denken habe. Dies

Denken war sein Denken, weil er es gewünscht, weil er es gefordert hatte, weil es nicht dagewesen sein würde, wenn er es nicht anbefohlen. Daß seine Abgesandte, seine Creatur eine gewisse Selbstständigkeit, eine Art von Eigenwillen haben wollte, verletzte ihn. Deswegen bewies er sich so spröde gegen die Fürstin, so kalt, so wortkarg. Darum stellte er ihr frei zu bleiben oder zu gehen. Du bist nicht nöthig, sagte er ihr auf verstohlene Weise damit; was du thust, werden auch Andere thun. Und die Fürstin des Ursins, die da wußte, daß dies nicht der Fall sein würde, zog sich dadurch beleidigt und gekränkt, auf jenen Entschluß zurück, den sie der Frau von Maintenon auf eine, nicht eben allzu zarte und rücksichtsvolle Weise zur Kenntniß brachte.

Daß sie ihn nicht ausführte, wie wir schon angegeben, geschah, weil die Ereignisse sie überholten und sie in eine Lage versetzten, in welcher ihrem Ehrgeiz eine so lachende Aussicht eröffnet wurde, daß sie es nicht über sich vermochte sich davon loszureißen. Auch spannte Ludwig selbst bald darauf, wahrscheinlich auf Veranlassung der Frau von Maintenon, gelindere Saiten auf, Saiten, die mit ihrem verführerischen Klange die Fürstin auf ihrem Platze zu fesseln wohl geeignet waren.

Bereits am ersten Juli 1709 schrieb sie an Frau von Maintenon in einem Tone, der da beweist, wie sehr sie schon wieder sich sicher und in der Gunst des Königs von Frankreich wußte. Gleich zu Anfang heißt es:

„Es hängt nur von Ihnen ab, Madame, mich zu

beruhigen und meinen Groll zu besänftigen. Will der König die Güte haben die zwanzig Bataillone, um welche Seine Katholische Majestät ihn bittet, in Spanien zu belassen, so werden wir ganz zufrieden gestellt sein. Wollte er dreißig andere an den Herrn Herzog von Noailles schicken, so würde dadurch seine Gnade vollständig gemacht und wir durch diese Heeresvermehrung in den Stand gesetzt werden mit einer beträchtlichen Armee in Catalonien einzurücken. Dies Einrücken in ein Land, wo man es müde ist den Erzherzog zu fristen, würde ohne Zweifel diesen Prinzen, der sich hier gar nicht mehr gefällt, veranlassen Spanien ganz zu räumen. Wollen Sie denn gar nicht begreifen, Madame, von welchem Nutzen dieser Vorgang für Frankreich sein würde. Es scheint, daß man es immer für ein Hinderniß zum Frieden angesehen hat, wenn unser Katholischer König auf seinem Throne befestigt würde und man aus diesem Grunde diese Befestigung nicht mit allen zu Gebote stehenden Kräften ausgeführt hätte. So viel steht fest, je mehr man uns niederdrückt, je mehr wird der Stolz der Gegner in die Höhe schwellen. Hätte man aber zur rechten Zeit uns unterstützt und unsere Schwäche verborgen, so würden Sie die Feinde weniger übermüthig gefunden und nicht solche Forderungen an den König machen sehen, wie sie jetzt die Unverschämtheit haben sie von ihm zu verlangen. Ich kann es nicht verhindern, Madame, daß mein Blut vor Zorn zu gähren beginnt, wenn ich an jenen Stand der Dinge denke, auf welchen man

Frankreich zurückführen will. Ist es nicht schrecklich, daß alles Geld, welches bei den Geschäftsleuten zu finden, nicht zum Vorschein kommt, wo es gilt es den Bedürfnissen des Staates zu widmen! Doch noch will ich hoffen, daß sich die Härte ihrer Herzen erweichen wird."

„Ich lege großen Werth, Madame, auf einen General, welcher sich nicht entmuthigt zeigt, auch wenn er hinter dem Gegner an Streitkraft zurücksteht. Der Herr Marschall von Villars, welcher seinen Stand und den Ruhm liebt, schmeichelt sich dasselbe Glück haben zu können, das mehrere vor ihm gehabt haben, die geringer an Zahl, dem Feinde dennoch den Sieg abgewannen. Warum auch sollte ihm das nicht geschehen können?"

Am dritten Juli 1709 schreibt sie in einem noch etwas härteren Tone:

„Sie hatten die Freundlichkeit, Madame, in Ihrem Briefe vom vier und zwanzigsten Juni mir den Entschluß des Königs mitzutheilen, demzufolge er die Absicht hatte alle seine Truppen aus Spanien zurückzuziehen. Leider haben Sie es nicht der Mühe werth gehalten, mir Nachricht darüber zu geben, ob der König seinen Entschluß geändert und die fünf und zwanzig Bataillone, um welche ihn Seine Katholische Majestät gebeten haben, hier belassen will. Es ist dies eine Sache von großer Bedeutung, Madame, und ich will nicht glauben, obschon Ihr Schweigen mich verleiten könnte, es zu thun, daß Sie es sind, die nicht gerne sehen, daß der König seinem Enkel diesen Beweis von Güte gebe. Haben Sie mir

doch deutlich genug die Versicherung gegeben, daß Sie diesen Enkel des großen Ludwig entthront zu sehen wünschen, und wissen wir doch alle hier, daß da, wo Sie sind, fast alle Welt gesonnen ist diesen Wunsch zu theilen und nichts mehr, als das gänzliche Aufgeben unseres Königs verlangt. Aber wie dem auch sei, Madame, ich kann dennoch nicht glauben, obschon Sie es sagten, daß Sie den Katholischen Majestäten die Krone entrissen zu sehen wünschten. Die Großmuth Ihres Herzens und die Milde Ihres Gemüthes können Sie solche Wünsche nicht hegen lassen. Sie haben es hier gemacht, wie Menschen, die da im Unglücke sagen: ich wollte, daß ich todt wäre! ohne zu überlegen, daß sie sehr in Verlegenheit sein würden, wenn der Tod sie beim Worte nähme."

Zwischen diese und andere Briefen fällt nun eine Niederkunft der Königin und der Tod dieses eben zur Welt gekommenen Kindes. Die Fürstin des Ursins spricht darüber und über andere ähnliche Dinge mit Wärme, aber ohne jene Leidenschaft, die wir in allen ihren Briefen finden, wo von Politik die Rede ist. Die Politik, das sieht und erkennt man überall, ist ihr Element und das gewöhnliche Leben mit seinen kleinen Freuden und Leiden unter diesen Umständen, nur von geringer Wichtigkeit für sie. Doch darf es als bezeichnend genug für sie gelten, daß sie das Alles doch nicht außer Acht läßt, sondern berührt und erörtert, wo es hingehört. Sie ist Frau genug, um zwischen diplomatischen Aktenstücken und Berichten großer Staatsaktionen auch noch nach dem

Schnitte der Kleider zu fragen, welche die Herzogin von Bourgogne zu Paris auf den kleinen Festen zu Marly trägt. Ueberhaupt versäumt sie bei allen Sorgen und Mühen, die sie sich um die Spanische Herrschaft macht, keinen Augenblick das lebhafteste Interesse für Persönlichkeiten ihrer Bekanntschaft zu zeigen. Da hat sie immer zu fragen, zu forschen, zu sorgen und Antheil zu zeigen. Es ist bewundernswerth! .... Man muß in der That erstaunen, wo sie zu dem Allen die Zeit hernahm. Nicht allein, daß sie erster Minister, leitender Staatsmann und zugleich Französischer Gesandter war, sie war außerdem auch noch Gesellschaftsdame der Königin, Camerera Major und Gouvernante der Königlichen Kinder. Bald sollte sie auch noch mehr werden. Die Königin von Spanien selbst. Die Gemahlin Philipp V. nämlich starb.

Dieser Tod der Königin verursacht eine große Lücke in dem Briefwechsel der Fürstin des Ursins und der Frau von Maintenon. Man findet da Briefe von 1711, die von der Krankheit der Königin handeln und gleich darnach Briefe von 1714, wo von einer neuen Vermählung des Königs die Rede ist. Die Briefe der Zwischenzeit sind unterdrückt worden oder verloren gegangen, was sehr zu bedauern ist, weil aus ihnen wahrscheinlich leicht alles das zu entziffern gewesen wäre, was jetzt räthselhaft und dunkel bleibt.

Man erzählt nämlich vielfältig die Fürstin des Ursins habe alles, was in ihren Kräften stand, aufgeboten,

Philipp von Spanien das zu werden, was die Maintenon Ludwig XIV. war. Der Gedanke dazu mochte der Fürstin auch allerdings nahe genug gelegen haben. Wir berichteten aus ihrem früheren Leben einige Züge, die sehr deutlich beweisen, daß sie von der Frivolität der damaligen Zeit angesteckt und nicht eben sehr darauf bedacht gewesen war ihren Ruf und ihren Namen rein zu erhalten. Die Maitresse eines Königs zu sein, galt ihr gewiß für keine Schande. Und wie konnte es das auch?... Stand sie mit der Frau von Maintenon nicht in innigster Verbindung? War sie nicht deren Freundin? Und erschien diese nicht in der That wie die Königin von Frankreich! Regierte sie nicht den Staat, so regierte sie doch den, der gesagt hatte, daß er der Staat sei...... Und die Fürstin des Ursins! Sollte und konnte diese geringer von sich denken? Aus dem, wie wir sie bisher geschildert, ist leicht abzunehmen, daß das nicht gut möglich war. Wie begreiflich also darf es erscheinen, daß sie nach dem Tode der Spanischen Königin Träume und Gedanken hatte, durch welche sie sich für die Stelle derselben berufen glauben mochte. War sie doch noch schön damals, wie selbst der Herzog von Saint-Simon eingesteht. Er schildert sie als eine Frau von schöner Gestalt, majestätischem Aeußern, anmuthig geformter Büste und prächtig braunem Haar. Sie hatte seiner Beschreibung zufolge besonders ausdrucksvolle anziehende Augen und eine sehr glückliche, hinreißende Art zu sprechen.

Die Memoiren der damaligen Zeit erzählen die aben-

teuerlichsten Dinge von den Mitteln und Wegen, die sie versuchte, um den König auf ihre Idee zu bringen. Sie wußte es zu veranlassen, heißt es, daß Philipp förmlich abgesperrt wurde von der Welt, und vom weiblichen Geschlechte nur sie allein zu sehen bekam. Sie allein nur deswegen, weil sie die Gouvernannte der Königlichen Kinder war. Alle anderen Damen des Hofes verließen natürlich mit dem Tode der Königin das Palais. Waren ihre Chargen doch erloschen. Die Charge der Gouvernante aber blieb und mußte nach dem Tode der Königin natürlich erst noch ganz besonders bleiben. Die Kinder konnten in der zarten Jugend, in der sie sich befanden, weiblicher Leitung nicht entbehren. Diese Leitung scheint im Grunde genommen, auch von der Fürstin des Ursins nur angetreten worden zu sein, weil sie den etwaigen Eventualitäten nach einem frühzeitigen Tode der Königin vorbeugen wollte. Die Königin war von jeher kränklich und leidend gewesen, und durchaus der sinnlichen Natur ihres Gemahls nicht gewachsen. Ihre schnell auf einanderfolgenden Kindbetten mußten ihre schwächliche Leibesconstitution sehr bald untergraben. Das war vielleicht nicht schwer vorauszusehen. Und die Fürstin des Ursins hatte dies wohl vorausgesehen und daraufhin neben der Camerera Major auch noch die Stelle einer Gouvernante übernommen, um sich unter allen Umständen am Hofe zu Madrid möglich zu erhalten.

Sie benutzte ihre Stellung nun, erzählen die Berichterstatter jener Zeit, um sich dem Könige in seiner Ein-

samkeit und Verlassenheit so nützlich, unentbehrlich und verführerisch zu machen, als möglich. Sie besuchte ihn zu jeder Tageszeit und so oft sich nur irgend ein Vorwand dazu finden ließ. Bald hatte sie ihm die Kinder zuzuführen, bald ihm eine Depesche zu bringen, bald einen Befehl von ihm zu verlangen Stundenlang las sie ihm vor und nie ward etwas beschlossen oder ausgeführt, daß sie nicht intim mit dem Könige berathen hatte........ So blieben die Dinge lange Zeit. ..... Philipp, der sinnliche Philipp schien an keine neue Heirath zu denken. ...... Und das natürlich mußte zuletzt die Welt in Verwunderung setzen und auf Combinationen bringen, die der Fürstin des Ursins nicht eben zur Ehre gereichten. Man munkelte von einer verhüllten Frauengestalt, die nächtlich auf geheimnißvolle Weise über dunkle Corridore schlüpfte, um sich in die Schlafzimmer des Königs zu verlieren. Diese verhüllte Frauengestalt, meint man, sei die Fürstin des Ursins gewesen. Man meint es, aber man weiß es nicht. Diese Verhältnisse sind niemals klar und offenkundig geworden. Vielleicht hätte die Correspondenz der Fürstin des Ursins mit der Frau von Maintenon darüber einige Aufklärung geben können. Aber diese Correspondenz, wie wir schon angeführt, stockt gerade in dieser Zeit. Die Briefe der beiden Frauen gerade aus diesem Zeitraume fehlen und sie fehlen ohne Ursache. Es ist kein Grund, kein Motiv für diesen Mangel vorhanden. Dieser Mangel gehört mit in das Mysterium jener dunklen Geschichtsepoche hinein. Und

ist darum für das Andenken der Fürstin des Ursins allerdings um so verdächtiger. Aber der Verdacht ist nicht begründet. Es fehlen alle Beweise.

Als die Fürstin des Ursins in der uns vorliegenden Correspondenz den Briefwechsel mit der Frau von Maintenon wieder aufgriff, schrieb sie ihr in sehr gemessener und ruhiger Weise von der Absicht des Königs sich mit der Prinzessin Elisabeth Farnese zu vermählen. Man hatte in Paris die Wahl des Königs auf einen andern Gegenstand leiten wollen. Die Fürstin des Ursins aber begünstigte auffallender Weise Elisabeth Farnese. Man sagt, weil man ihr vorgeredet, daß diese Prinzessin unbedeutend, einfältig und von wenig Geist sei. Aber es könnte auch einen andern Grund haben. Vielleicht widersetzte sich die Fürstin den Plänen des Pariser Hofes, weil man sich den ihrigen widersetzt hatte. Vielleicht hatte man sie nicht die Spanische Maintenon werden lassen, die sie werden wollte. Und dafür übte sie vielleicht nun Rancüne. Wenigstens sieht ihr Verfahren ein wenig darnach aus. Sie hielt die Wahl des Königs zuerst geheim und suchte sie durch alle ihr zu Gebot stehenden Mittel zu betreiben. Erst, als die Sache so gut, wie entschieden war, schrieb sie nach Frankreich. Und in den Briefen dahin, war sie, wie wir schon gesagt haben, sehr ruhig, sehr gemessen. Man merkt darin keinen Aerger, keinen Groll über fehlgeschlagene Hoffnung; nur ein wenig Zurückhaltung, ein wenig Resignation liegt darin.

Diese Resignation und diese Zurückhaltung beziehen sich vielleicht auf das Vereiteln der Pläne, die sie gehegt hatte. Wenigstens können sie so gedeutet werden. Bestimmt so auslegen, darf man sie aber nicht. Dazu geben sie nicht Grund genug. Auch nicht in einem Briefe vom sieben und zwanzigsten August 1714, worin sie schreibt:

„Man würde ein großes Unrecht begehen, Madame, wenn man mich anklagen wollte, daß ich dem Könige von Spanien Rathschläge gebe, die ungehörig und nicht nach dem Gefallen des Königs von Frankreich sind. Es ist nicht erst heute, daß ich bemerke das Unglück zu haben verkannt zu sein. Es wäre ein vergebliches Bemühen Sie aus langer Zeit her die Wahrheit erkennen machen zu wollen. Sie schienen mir ehedem von dieser Wahrheit selbst überzeugt. Sind Sie es jetzt nicht mehr, was kann ich dann thun, Sie davon zu überführen? Ich muß mich in die Unvermeidlichkeit fügen und, obschon nicht ohne Mißvergnügen, meinen einzigen Trost in der Richtigkeit meines Verhaltens und darin suchen, daß Gott allein in die Wahrheit der Herzen dringt und die Menschen immer dem Irrthum erliegen."

Diese Worte liefern einen Beleg zu der Vermuthung, daß die Fürstin des Ursins zuletzt nicht mehr in altem Einklange mit dem Pariser Hofe stand. Aber was diesen Einklang gestört, bleibt nichts destoweniger ein Räthsel, von dem man wahrscheinlich wohl niemals die Lösung finden wird.

Daß unsere Diplomatin übrigens trotz diesem gestörten Einklange doch hoffte und hoffen durfte sich am Spanischen Hofe zu behaupten, geht aus den Vorschriften hervor, die sie dem Cardinal Acquaviva für die neue Königin zur Befolgung nach Italien schreibt.

Am achten August 1714 meldet sie der Eminenz:

„Sie sind Zeuge der gegenseitigen Liebe gewesen, welche alle Zeit zwischen unserer liebenswürdigen Königin und unserem großen und geheiligten Könige bestanden hat. Sie hatten Einer vor dem Andern nichts zu verbergen. Sehr zu wünschen wäre, daß in diesem neuen Verhältnisse das Nämliche stattfände. Das Mittel dies zu bewerkstelligen ist: gleich im Anfange darauf zu sehen, daß alle Hindernisse die sich dem entgegenstellen können, beseitigt werden. Eine Prinzessin, die dem Könige gefallen will, wird vor allen Dingen keine vertraute Diener und Dienerinnen haben dürfen. Solche Geschöpfe, besonders wenn sie aus der Heimath mitgebracht werden, wissen sich gewöhnlich durch Einflüsterungen geltend zu machen und den Geist einer jungen Prinzessin zu verderben. Die verstorbene Königin hat mir die Ehre erzeigt mehr als einmal mir zu versichern, daß man sehr wohl daran gethan von Perpignan aus alle Piemonteser und Piemonteserinnen, die sie von Turin her begleitet hatten, nach dahin zurückzuschicken."

Dem Abbé Alberoni, der die Verbindungsverhandlungen leitete, hatte sie ohne Zweifel ähnliche Instruktionen gegeben. Diese Instruktionen aber benutzte dieser

wahrscheinlich bei der jungen, ehrgeizigen und intriguanten Prinzessin die Camerera Major, die diesem verschmitzten und eben aufsteigenden Staatsmann im Wege war, zu stürzen. Er wies ihr wahrscheinlich aus dieser Instruktion die Herrschaft nach, welche die Fürstin des Ursins über die junge Königin zu behaupten suchen würde. Auch ließ er wohl etwas von der Intimität verlauten, welche zwischen ihr und dem Könige, während des Wittwerstandes desselben, bestanden hatte. Genug, das Ende vom Liede war, daß die junge Königin, als sie in Spanien ankam, die ihr entgegeneilende Camerera Major sehr hart empfing und sogleich aus ihrer Nähe verbannte.

Die Geschichtsschreiber haben über diesen Vorgang, die aller fabelhaftesten Hypothesen aufgestellt, Hypothesen, auf die wir uns hier nicht weiter einlassen wollen, weil sie uns in jeder Beziehung nur als müssige Erörterungen erscheinen, als Erörterungen, die auf das Leben und den Charakter der Fürstin des Ursins durchaus weder Schatten noch Licht zu werfen vermögen.

Das Leben und der Charakter der Fürstin des Ursins liegen abgeschlossen vor uns. Wir haben von beiden gegeben, was von beiden zu geben war. Einige kurze historische Nachrichten und die von uns zu Beweisstücken unserer Aussprüche herbeigezogenen Briefe sind Alles, was wir über diese sehr denkwürdige und bedeutende Frau zur Benutzung erlangen konnten. Es ist uns sehr wohl bekannt, daß mehr Material über sie, besonders in

der Pariser Bibliothek enthalten. Aber dieses war uns für den Augenblick nicht zugänglich zu machen. Auch war es am Ende nicht nöthig. Unser Werk ist kein ausführliches, strenges Geschichtswerk, es ist gleichsam nur ein Vorläufer, eine Aufforderung dazu.

Unterhalten und anregen wollten wir, und unterrichten nur eben so viel, als sich dies auf angenehme Weise mit dem vorherangegebenem Zwecke vereinigen ließ.

Von der Fürstin des Ursins haben wir hier zum Schlusse nur noch anzuführen, daß sie nach Frankreich zurückkehrte und dort, wir wissen nicht wann, gestorben ist.

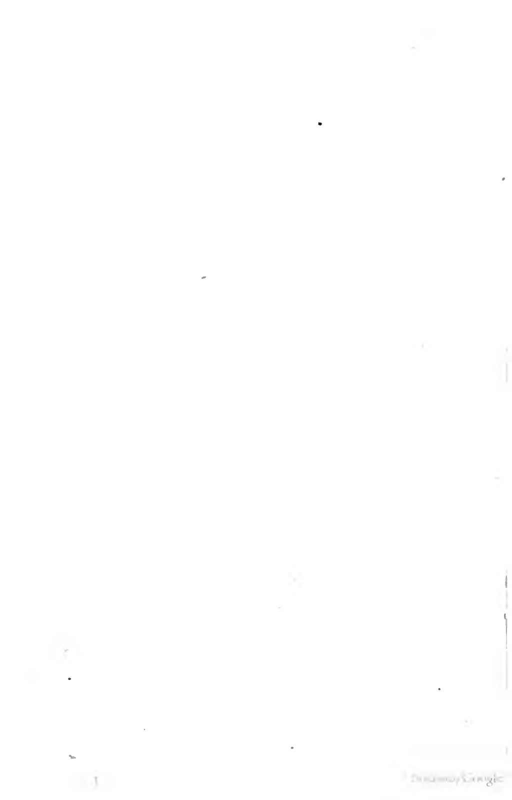
Ende des dritten Bandes.



Conrad Müller's Buchdruckerei.







Hutm.



